Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 19 Marburg i. H., den 9. Mai 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Gamaliels Rat — Eine protestantische Ethik (Herrmann) — Die Psychologie des Gewissens nach Shakespeare — Was liest der deutsche Arbeiter? (Pfannkuche) — Bücher und Schriften: Der Mai ist gekommen! (Bär-Ziller, Lyra); Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker (Woermann); Eine profane Anthologie (Sosnosky); Hauffs Werke (Flaischlen); Das 19. Jahrhundert (Wolf); Das Vergessen? (Cahn-Forest); Unsre Rechtspflege im Volksbewußtsein (Wahl); Gesetz und Recht (Zeitschrift); Der moderne Unglaube in den unteren Ständen (Studemund); Calvins Schrift über das Abendmahl (Rotscheidt); Bibliographia Calviniana (Erichson); Eine Neuausgabe von Zwinglis Werken — Verschiedenes: Erklärung; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Gamaliels Rat

Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen. Apostelgeschichte 5, 38 f.

Viele Christen wissen weiter Nichts von dem gelehrten Juden Gamaliel. Aber seinen „Rat“ kennen wir alle. Und wir sind wohl geneigt, ihm die Haltung, die er dort bewiesen, zur Ehre anzurechnen. Man hat es uns vielleicht in der Schule gesagt, daß dieser Mann mit seinem berühmten Rat Recht gehabt. Am Ende haben wir auch schon Predigten gehört oder, sofern wir Pfarrer sind, selber gehalten, die darauf hinausliefen, den Gamaliel zu verherrlichen ob seiner milden Gesinnung.

Aber wir wollen doch auch als Christen, nicht etwa als Theologen, dieses Wort des Hohenpriesters genauer ansehen. Hat Gamaliel Recht gehabt? Mit der zweiten Hälfte ganz gewiß: „Ist es aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen!“ Wie oft haben auch Christen, Päpste, Kirchenregierungen, allerlei berufene und unberufene Glaubenseiferer diese einfache Wahrheit vergessen, die doch schon der jüdische Rabbi wußte. „Den Geist dämpfet nicht“, es ist eigentlich ein unnötig Wort; was wirklich Geist ist, kann man gar nicht dämpfen. Welch ein kurzer, aber inhaltsreicher Trost in manchem Kampf, in mancher Wirrnis! — Und doch, schon an dieses Sätzlein wagt sich der Zweifel; nicht der Zweifel, der aus wunderlichen Spekulationen des eigenen Kopfes sich nährt, sondern der Zweifel, der durch die einfachen Thatsachen der Geschichte stark, riesenstark wird. Ist noch nie Etwas gedämpft worden, was aus Gott war? Die evangelische Bewegung in Oesterreich vor dreihundert Jahren ist gedämpft worden, so gründlich und nachhaltig, daß noch heute in manchen Gegenden das Volk dumpf und stumpf dahinlebt und bei sich selber spricht: „Wir können halt Nichts machen!“ Freilich sehen wir jetzt den Geist wieder erwachen und können sagen: es bleibt doch dabei, daß Gottes Sache nicht unterzukriegen ist. Aber wie ist es jenen Glaubensbekennern zu Mute gewesen, da sie die gute, gerechte, aus Gott stammende Sache untergehen sahen? Sie mußten mit dem Leben abschließen, ohne ihren endlichen Sieg zu erleben. Was hilft es uns kurzlebigen Menschen im Grunde, wenn man uns da oder dort vertröstet: die gute Sache muß endlich doch siegen; ja endlich — irgend einmal, vielleicht erst am Ende aller Menschheitsgeschichte! Seien wir ehrlich, genügt uns diese Aussicht? Ist sie uns wirklich eine Lösung der mancherlei Fragen, die aus dem Leben der Kirche, der Völker, der Einzelnen sich erheben, wenn wir sehen, wie eine göttliche, oder allgemeiner eine gute und gerechte Sache gedämpft wird?

„Ist es aus Menschen — so wird es untergehen.“ Wohl konnte Gamaliel diesen Satz mit einigen Beispielen aus der Geschichte seiner Zeit belegen. Aber was beweisen sie gegenüber den vielen andern, wo der Satz sich als falsch gezeigt hat? Muhammeds Sache war nach unsrem Urteil „aus den Menschen.“ Sie lebt heute noch, sie ist auf manchen Punkten der Welt sogar im Vorwärtsdringen begriffen. Dürfen wir darauf pochen: was aus Menschen ist, muß untergehen? Ist es nicht im Großen dasselbe, was schon die alttestamentlichen Frommen voraussetzten, wenn sie fortwährend ausschauten nach dem Ende der Gottlosen, als worin sich doch schließlich das Gottesgericht zeigen müßte?

Auch in der Verteidigung unsres Glaubens spielt Gamaliels Rat immer noch eine Rolle: das Christentum konnte nicht gedämpft werden, durch keinen Hohenrat und keinen Saul, durch keinen Kaiser und die ganze Macht des römischen Reiches nicht — also ist es aus Gott! Und diese bequeme Anwendung des Satzes auf unsern Christenglauben hat vielleicht mit dazu geholfen, daß er auch sonst im Leben eine erschreckende Verbreitung gefunden hat. Ja, eine erschreckende! Denn im Grunde ist Gamaliel der Typus all der Leute, die nach dem Erfolg fragen, um den Erfolg anzubeten. Laßt uns ein etwas krasses Beispiel nehmen! Wenn zwei Menschen auf der Straße mit einander Streit gehabt, wenns zum Schlagen und Stechen gekommen — hat dann der Recht, der den Andern am schlimmsten zurichtete? Jedermann weist diesen Gedanken entrüstet von sich. Aber ist es nicht bloß das vergröberte Abbild dessen, was auch Christen fast täglich thun? Wenn irgend ein zweifelhaftes Geschäft eröffnet, eine gewagte Spekulation begonnen wird, wie manchmal kann man dann erleben: gelingts, so ist er ein gemachter und angesehener Mann, mißlingts, dann ist er ein Schuft — in der Meinung der Leute nämlich. Oft mags bloße Gedankenlosigkeit sein, die nachredet, was man allgemein sagt. Wie oft aber ist es mehr als das! Prüfen wir uns doch, ob nicht manchesmal unerlaubte, feige Aengstlichkeit dabei ist, wenn wir immer warten wollen, wie es ausgeht, um dann — dem Recht zu geben, der gewonnen hat. — Was für „christliche“ Reden konnte man aus Anlaß des Burenkrieges hören?*)

Nein, nicht das Ende muß Recht oder Unrecht einer Sache zeigen. Die Apostel gingen „fröhlich von des Rates Angesicht“, nicht etwa, weil sie sich über den wohlgemeinten Rat Gamaliels gefreut hatten, sondern „weil sie würdig gewesen waren, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden.“ Von Erfolg war gerade damals wenig die Rede, sondern von manchem Mißerfolg. Aber sie waren ihrer Sache sicher, mochte sie äußerlich gehen wie sie wollte. Und das war der große Unterschied von Gamaliel: dieser so vorsichtig abwägend und ängstlich ausschauend nach äußeren Zeichen, wohin er sich wenden soll; jene so mutig und glaubensgewiß von innen heraus

*) Vgl. den Artikel: Der Burenkrieg und die Gebetserhörung in Nr. 23 d. v. J.

Gut gemeint, wohlwollend war des Gamaliel Rat gewiß; aber richtig ist er nicht gewesen. Er hat bis heute manche Christen dazu verführt, Recht oder Unrecht einer Sache nach Erfolg oder Mißerfolg zu beurteilen. Wozu hat uns Gott unsre Vernunft, wozu hat er uns vor allem das Gewissen gegeben? Eugen Kappus

Eine protestantische Ethik

Ethik. Von D. W. Herrmann, Professor der Theologie in Marburg. Tübingen, Mohr 1901. 200 S. Gebunden 4,40 Mk.

Meinen innersten Eindruck von diesem Buche kann ich nur in die Worte fassen: wir haben kein Buch, das so streng protestantisch wäre wie dieses, das so bis in die letzten Winkel des religiösen Denkens und sittlichen Handelns hinein die Konsequenzen der reformatorischen Prinzipien zöge. So lutherisch hat Luther nicht gedacht, so protestantisch empfindet gemeinhin nicht die protestantische Theologie. Unter den theologischen Ethikern ist nur Einer, der an Ernst der evangelischen Gesinnung mit dem Verfasser wetteifert, das ist Johann Tobias Beck. Herrmann zitiert ihn nicht ein einziges Mal, und das ist begreiflich; allzu wundersam umhüllt Becks Biblizismus seinen geistigen Kern. Es fehlt zwischen Beiden die formale Berührung. Herrmann lebt ganz in der Reformation, oder was dasselbe ist, in Luther und Kant. Auch Jesus Christus und das Urchristentum sieht er durch dies Medium hindurch. Nicht daß er kein unmittelbares Verhältnis zu Christus hätte! Aber er weiß, wem er das verdankt, und er lehrt von dieser Vermittelung Gebrauch machen, um jenes unmittelbare Verhältnis immer neu zu gewinnen. Es war doch kein Betrug und kein Selbstbetrug, als Ritschl die Entdeckung des wahren Luthertums proklamierte. Man hat die Probe darauf an der eindringenden Gewalt, mit der sich Schüler von ihm des heiligen Geistes der Lutherschen Reformation bemächtigt haben. Man hat die Probe darauf, wie schon an Herrmanns „Verkehr des Christen mit Gott“ so noch viel mehr an Herrmanns „Ethik.“

Das soll zunächst gar kein Lob sein, sondern eine Charakteristik. Es soll die Hauptsache deutlich bezeichnen, die das Buch uns bringt. Wenn ich hinzufüge, daß es die Aufgabe eines „Grundrisses“ für den Schulgebrauch doch sehr unvollkommen erfüllt,*) daß man recht viel Stoff und Weisung vermißt, die der Student zum Studium der Ethik bedarf, so werde ich ja vor dem Verdacht geschützt sein, als wollte ich dem Verfasser schmeicheln. Aber schließlich ist es doch ganz gleichgiltig, ob wir nun ein Schulbuch mehr oder weniger haben. Wir haben ein Werk aus Einem Guß, den vollen Eindruck einer Persönlichkeit, geeignet, stählend und vertiefend auf die zu wirken, die es auf sich wirken lassen. Eine leichte Lektüre ist es nicht. Auch keine schwere. Man muß nur den Ernst haben, dem Gedankengang des Verfassers zu folgen. Man darf nicht naschen wollen. Es ist eine Gedankenkette, Glied reiht sich an Glied. Man schrecke nicht zurück vor dem wenig anmutigen Anfang oder vor dem dürftigen Schluß. In der Mitte thun sich wahrhaft erquickende Gefilde auf. Auch die Sprache erhebt sich zuweilen zu einer erstaunlichen Kraft.

Genug des Allgemeinen. Mit einer besonderen Seite des Buches wird sich demnächst eine andre Feder in diesen Spalten beschäftigen. Ich möchte Nichts weiter thun als von dem unerbittlich und unübertrefflich protestantischen Charakter dieser Ethik einen Begriff geben.

Schlagen wir das zweite Kapitel auf, das von dem „sittlichen Denken“ handelt. Noch war von Jesus Christus nicht die Rede. Noch bewegen wir uns auf dem Boden des natürlichen Lebens. Aber hier schon begegnet uns das Phänomen des Sittlichen. In dem Vertrauensverhältnis zu achtungswerten Personen erleben wir, daß es ein Wollen giebt, welches nicht durch die Umstände bedingt ist, nicht aus der Lust quillt. Es geht uns an jenen ehr- und vertrauenswürdigen Personen auf, daß es für sie — und also auch für uns — ein unbedingtes Sollen giebt. Wer das erlebt, ist dem Bann der Tyrannei des Naturtriebs und des egoistischen Interesses entrückt, er ist eingetaucht in die obere Welt des Sittlichen. Und nun hören wir, was unser protestantischer Ethiker uns in dem Paragraphen über das sittliche Gesetz sagt.

Jenes unbedingte Sollen verlangt Gehorsam. Es tritt uns gegenüber als sittliches Gesetz. Aber eine auferlegte Fessel wäre es nun, wenn es in der Form von überlieferten Satzungen seine Macht über uns ausüben wollte. Das will es zum Glück ebenso wenig, wie es einfach die Entfaltung unsrer Naturtriebe ist. Nein, sittliches Gesetz kann für jeden Menschen nur das sein, was er selbst über alles Trieb- und Rechtsleben hinweg als unbedingt notwendig erkannt hat. So daß er sprechen kann: Wenn mir auch Niemand, weder Gott noch Mensch, solches vorschriebe, ich würde es doch selbst mir auferlegen als das Notwendige, weil ich die Einsicht in seine Notwendigkeit für mich selber gewonnen habe (S. 30). Das alles im Anschluß an Kant. Dann heißt es:

> Es wird später zu entscheiden sein, ob Kant mit Recht urteilt, daß dieser Gedanke von der Autonomie des zur Sittlichkeit berufenen Menschen im Evangelium vorliegt. Ist es so, so wird die moderne Ethik, die über das Christentum hinauszusein meint, der Freiheit und Größe der sittlichen Aufgabe ermangeln, die die Jünger Jesu haben sollten.*)

Diesem Nachweis gilt, kann man sagen, das ganze Buch. Es proklamiert die vollkommene Selbständigkeit des sittlichen Menschen und findet sie ermöglicht und verwirklicht erst durch das Evangelium. Denn wenn dieses als Endzweck aller Dinge „eine wahrhaftige Gemeinschaft unter den Menschen“ offenbart, so ist das genau dasselbe, was dem Jünger des kategorischen Imperativs als das sittlich Notwendige aufgegangen ist: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ (Kant erweist sich eben mit dieser Formulierung als der echte „Philosoph des Protestantismus“, d. i. des reformatorisch verstandnen Christentums.)

Wahrhaftige geistige Gemeinschaft als Ziel und wahrhaftige geistige Selbständigkeit als Mittel (Endzweck und Mittelzweck möchte ich sagen) — das sind die beiden Grundwahrheiten aller Moral. Wirklich sind sie allein im Lutherisch verstandnen Evangelium. Das Wort „wirklich“ und „Wirklichkeit“ ist geradezu Herrmanns Lieblingswort. Und ich finde: ein beneidenswertes Lieblingswort. Als ich zum ersten Mal vor Jahren bei Herrmann auf die Worte stieß: „Frömmigkeit ist in ihrer tiefsten Wurzel Wahrhaftigkeit oder Ehrfurcht vor dem Wirklichen,“ machten sie einen tiefen Eindruck auf mich. Ich konnte sie nicht wieder vergessen. Es machte mich auch nicht irre, daß sie bei gelegentlicher Verwertung auf den Spott theologischer Freunde stieß. Offenbar war ihnen diese „Definition“ nicht eng genug. Nun wohl, ich möchte das Paradoxon wagen, daß wir eine fast vollkommene Erklärung unsrer Religion in diesem Satze haben. Jedenfalls könnte der Satz als Motto über Herrmanns „Ethik“ stehen.

In eine Wirklichkeit der sittlichen Ideen führt uns sein erster Teil ein, in eine sittliche Wirklichkeit der zweite. Er behandelt „das christlich sittliche Leben.“ Die Erkenntnis des sittlichen Gesetzes stürzt den Menschen in einen Kampf, der oft genug mit der Erfahrung und dem Gefühl der Ohnmacht geführt wird. „Die Vernunft mit ihrer Frage nach dem Endzweck des Wollens muß doch schließlich jeden Menschen als ein unsterbliches Gewissen packen und ihm seine Ohnmacht zur Pein machen. Daß es eine Erlösung aus diesem sittlichen Elend geben müsse, ist durchaus nicht selbstverständlich.“ Jesus Christus macht uns aber von dieser Not frei und erlöst uns zu kraftvollen freudigen Streitern. Er offenbart uns Gott als die Macht des Guten, die uns die sittliche Aufgabe stellt, aber so, daß wir auch in ihrer Bewältigung vorankommen. Die „Entstehung“ dieser Gottesoffenbarung in Christus bleibt ein Geheimnis. Wir kommen auch dadurch nicht hinter das Geheimnis, daß wir uns die religiösen Vorstellungen der Ueberlieferung

*) Für die eignen Vorlesungen des Verfassers wird es natürlich eine ausgezeichnete Grundlage sein.

*) Die Sperrungen rühren von uns her. Ebenso in den folgenden Zitaten.

aneignen. (Was die Ueberlieferung uns leistet, weiß Herrmann sehr wohl zu würdigen.) Worauf Alles ankommt, ist „das Anwachsen der Erlebnisse einer uns befreienden und leitenden Güte.“

Diese Erlebnisse aber haben wir für uns allein. Wenn wir sie Andern vor Augen stellen könnten, so wäre das auch ganz wertlos. Denn sie sollen nicht unser Leben nachbilden, sondern ihr eignes finden. Dazu, zu sich selbst zu kommen, können wir ihnen allerdings behilflich sein, indem wir durch ihnen erwiesene Güte und Treue ihr Vertrauen gewinnen, den Mut unsers Glaubens durch unsre Lebensfreude beweisen und die Gedanken unsers Glaubens nicht aufdringlich, aber unbefangen aussprechen. Durch das alles werden sie auf eine Wirklichkeit hingewiesen, die ihnen noch verborgen ist. Wenn sie die sittliche Erkenntnis, in der sie ihrer Selbstständigkeit sich bewußt geworden sind*), nicht verleugnen, so werden sie sich durch unser Glaubenszeugnis nicht unterjochen lassen und sich nicht selbst belügen. Wohl aber werden sie die Frage hören und sich zu Herzen dringen lassen, ob sie nicht auch in ihren Lebensführungen die Macht eines guten Willens verspüren, der sie emporzieht. Wir glauben, daß jeder Mensch, der sich aufrichtig diese Frage zu beantworten sucht, schließlich vor der Wirklichkeit eines Wesens stehen wird, dem er sich aus freier Einsicht wirklich unterwirft. Dann hat er eine Religion, die nicht bloß eine Spiegelung seiner Wünsche, seiner Angst und seiner Feigheit ist, sondern das Erlebnis der Offenbarung Gottes an ihn selbst. (S. 84 f.)

Diese Stelle genügt, um den streng protestantischen Charakter dieser Ethik zu kennzeichnen. Ich lasse aus der Fülle der weiteren Ausführungen eine Anzahl Sätze zusammenhanglos folgen:

Wenn wir Christen Jesus selbst die Offenbarung Gottes nennen, so wollen wir damit sagen, daß er uns eine Religion der Wahrhaftigkeit möglich macht. (S. 85)

Das Kommen zu Gott wird den Menschen durch Nichts so schwer gemacht als durch den Nutzen der Religion, der sich berechnen läßt. (S. 86)

Neben der rationalistischen Verkennung der Wahrheit ... ist der zweite Schaden am Christentum unsrer Zeit der tiefe Mangel an Wahrhaftigkeit, den die öffentliche Vertretung des Christentums in der Art zeigt, wie der Glaube gefordert wird... Viele scheinen die Empfindung dafür verloren zu haben, daß Thatsache, also auch Heilsthatsache, für einen Menschen nur das sein kann, was sich ihm als wirklich aufdrängt. (S. 87)

Nicht das ist nach unsrer Meinung das Verderblichste, wenn sich die Menschen um Jesus Christus nicht kümmern, sondern das ist das Verderben, wenn sie nicht einmal den Versuch machen wollen, aus ihrem eigensten Innern heraus zu leben. (S. 97)

Das ist der Anfang der innern Umwandlung, die der Glaube bewirkt, daß wir in ihm uns bewußt sind, [an Jesus Christus] in dieser Welt einen Herrn gefunden zu haben, dem wir wirklich gehorchen. Wir können nicht leben ohne den Halt einer Autorität, und wir leben nicht wahrhaft, wenn wir nicht selbständig sind. Beides ist in unserm Glauben geeinigt. (S. 98)

Eine Vergebung, die nicht eine besondre Thatsache, sondern eine allgemeine Wahrheit sein soll, wird keinem Menschen in seiner Not zu Herzen gehen. (S. 105)

Daß uns eine reine Offenbarung persönlicher Güte trifft, die uns mit der Zuversicht erfüllt, Gott halte uns nicht für zu schlecht, seine Kinder zu sein, also Verbreiter seines Lebens, Ausdruck und Organ seines guten Willens ... das ist die sittliche Erlösung. (S. 107)

Niemand vor Jesus Christus hat es gewagt, den Menschen diese innere Selbständigkeit als das vorzuhalten, was ... die dringendste Aufgabe für Jeden sei. (S. 131)

Mit dieser Forderung der Nächstenliebe hat Jesus ohne Zweifel die beiden sittlichen Grundgedanken, den Gedanken der Gemeinschaft als des sittlichen Endzwecks und den Gedanken der Selbstständigkeit des sittlichen Willens so scharf wie möglich hervorgehoben. (S. 137)

So empfängt der Christ aus seinem dankbaren Verlangen nach Gott die Richtung auf die Welt. Er stellt sich selbst die Aufgabe, mit seiner gesamten Existenz ein Zeugnis von der erlösenden Wirksamkeit Gottes zu werden. (S. 141)

Das Zeugnis durch das Wort ist nur dann wirksam, wenn es wahrhaft ist. Das ist es aber nur, wenn es wirklich Ausdruck des Selbsterlebten ist. (S. 141)

Diese Behauptung der Inspirationslehre [daß die Bibel nicht ebenso durchforscht werden dürfe wie andre geschichtliche Denkmäler u. s. w.] ist, wie alle Umwandlung des religiös Gewonnenen in Wissenschaft oder Recht, ein Versuch, den geistigen Besitz ... profan zu machen. (S. 142)

Unsere Sittlichkeit ist also rastlose Bewegung und Kampf zweier Verhaltungsweisen [Abwendung vom natürlichen Leben und willige Teilnahme an ihm], deren Spannung nie ganz aufhört, sondern die eigentümliche Energie des christlichen Lebens ausmacht. (S. 146)

Die Einbildung einer Heiligkeit, die das Ziel erreicht habe und deshalb von Verdiensten sprechen dürfe, ist die tiefste Verweltlichung, der Untergang des Sittlichen. (S. 147)

Ist Religion nicht in sich selbst Sittlichkeit, so fehlt ihr die Klarheit und Sicherheit, um sich gegenüber der Beeinflussung durch andre geistige Mächte, der sie unvermeidlich unterliegt, doch als im Innersten unberührtes Leben des Geistes zu behaupten. (S. 154)

Ein Mensch, der sein Pfund vergräbt und die ihm verliehenen Kräfte verderben läßt [Vagabunden und Rentiers], kann kein Christ sein. Das ist die Erscheinung, die in unsrer Zeit vor allem als Häresie gebrandmarkt werden müßte. (S. 168) Für uns ist Frömmigkeit Fleiß und eine faule Frömmigkeit ein furchtbarer Greuel. (S. 165)

Wir können Christo nur nachfolgen, wenn wir unsern eignen Weg gehen. (S. 162)

Das Herrschende in unsern Entschließungen soll schließlich nicht die Angst oder die Pietät gegenüber irgend einem Worte Jesu sein, sondern der freudige Gehorsam gegenüber dem Gott, den Jesus uns als die Macht über Alles erfassen und verstehen läßt. (S. 127)

Solche Aphorismen können keinen Begriff geben von der Geschlossenheit dieser christlichen Lebensauffassung und von der unerschöpflich quellenden Beredtsamkeit, mit der sie in immer neuen Tönen gepriesen wird. Würden unsre Pfarrer, unsre Theologen, unsre kirchlichen Oberen sich von diesem Geist durchdringen lassen, wir wären jede Gefahr einer Katholisierung für Glauben, Gottesdienst und Leben gründlich los. Ich hoffe in der That, daß eine Wirkung in dieser Richtung von dem Buche ausgeht. Denn gelesen wird es ja doch werden, und gerade auf die ernsten, besten Leser kann es nicht ohne Eindruck bleiben. Es ist eines von den Büchern, die zur Revision der innern Stellung nötigen. Und so mag es wohl mit Gottes Hilfe zu einer Lenkung und, wenn es sein muß, zu einer Scheidung der Geister helfen.

Leider kann man das Studium dieser Ethik unsern Laien nicht ebenso unbedingt zumuten wie den Theologen. Eine gewisse Uebung, wissenschaftlichem Denken zu folgen, setzt es voraus. Aber ein solider Wille vermag viel. Und die fruchtbaren Kapitel stehen, das muß voreiligem Ermatten begegnen, in der Mitte. Vielleicht aber greifen unsre Laien zuerst zu einem andern Büchlein von demselben Verfasser, aus dem sie ihn gerade auch als protestantischen Ethiker kennen lernen können. Und diesmal in direkter Auseinandersetzung mit der katholischen Moral, wie sie seine „Ethik“ nur beiläufig handhabt. Es ist die Schrift: Römische und evangelische Sittlichkeit. Zweite Auflage, durch die Besprechung einer römischen Gegenschrift vermehrt. (Marburg, Elwert 1901. 88 S. 80 Pfge.) Die römische Gegenschrift ist von dem Professor am Priesterseminar in Straßburg Dr. Josef Adloff, betitelt: Römisch-katholische und evangelische Sittlichkeitskontroverse. Katholische Antwort auf einen protestantischen Angriff. (Straßburg, Le Roux u. Co. 1900. 23 S. 30 Pfge.) Herrmann widmet ihr die letzten 23 Seiten seiner zweiten Auflage. Man hat hier die seltene Freude, daß ein katholischer und ein evangelischer Theologe ernstlich mit einander den Kampf um die Sache führen. Denn so viel Federstreit es heutzutage zwischen den Konfessionen giebt, die Professoren der Theologie trifft man kaum im Manneskampf mit einander. Nun auch hier werden die Leser Herrmann als den konsequentesten, rücksichtslosen Verfechter protestantischer Grundgedanken kennen lernen. Die Graßmannsche Broschüre, die heute so viel Staub aufwirbelt (wir haben 1900, Nr. 27 unsre Meinung über sie gesagt), geht nicht so scharf mit der römischen Moral ins Ge-

*) als sittliche Menschen, die sie also schon vor ihrer Berührung mit unserm Gottesglauben waren! D V

richt wie die Schrift von Herrmann. Denn sie enthüllt zwar Schäden und Gefahren der Beichtpraxis, aber geht der Verirrung des sittlichen Denkens innerhalb der römischen Erziehung nicht so bis auf die letzte Wurzel nach. Wiederum kann man sagen: protestantischer in der Moral zu sein als hier Herrman ist unmöglich.

Vielleicht wird sogar manchem Leser bange über diese Höhe von Gewissensfreiheit, wenn er die Ausführungen über die Wahrhaftigkeit liest und lernen soll, daß diese Tugend für den Christen nicht darin besteht, daß er wahre Rede führt, sondern darin, daß er ein wahrhaftiger Mensch ist. So hat auch ein Kritiker der Kreuzzeitung sich in diesen Standpunkt absolut nicht finden können und damit Herrmann zu dem Vorwort der zweiten Auflage genötigt. Man kann aber getrost sagen, daß, wer an Hermanns Formulierung Anstoß nimmt, entweder ihn nicht verstanden hat oder noch in katholischem Denken befangen ist.*) Und das sind begreiflicherweise noch so Viele auch in den protestantischen Kirchen. Man kann mit den Personen Geduld haben. Aber die theologische Wissenschaft thäte ihre Schuldigkeit nicht, wenn sie nicht dem Zustande eines faulen Friedens wehrte. Herrmanns Schriften werden keine Sensation machen, aber um so tiefere Wirkung thun. R

*) Der sittliche Libertinismus kann sich auch dem Protestantismus an die Sohlen heften. Aber er ist hier nur durch ein Mißverständnis seiner Freiheitsidee möglich, im Katholizismus ist er durch die Einführung der probablen Meinung (Liguori) offiziell provoziert.

Die Psychologie des Gewissens nach Shakespeare

1

Wer seine Selbsterkenntnis bereichern und vertiefen will, muß das eigne Leben einmal anschauen mit den Augen des großen Dichters. Nach Carlyle ist es eines Menschen Aufrichtigkeit und Tiefblick, was ihn zum Dichter macht. Wie der Prophet ist der Dichter eingedrungen in die heiligen Geheimnisse des Weltalls. Er sieht die Dinge und Menschen, wie sie sind, und spricht mit naiver Aufrichtigkeit aus, was im Menschen lebt. Durch ihn können wir das eigne Innenleben besser kennen lernen als durch unsre vielfach befangene Selbstbeobachtung, die gar oft den Schein für das Wesen nimmt und das Zufällige als das Charakteristische ansieht.

Das gilt in hervorragendem Maße von der Beobachtung des eignen Gewissens. Das Gewissen ist die sicherste Thatsache und das dunkelste Geheimnis unsres innern Lebens. Denn gerade wenn es uns seine Macht am stärksten fühlen läßt, haben wir am wenigsten Fähigkeit und Neigung, sein Wesen zu untersuchen. Unter dem Drucke eines lebendigen Schuldgefühls vergeht uns die Lust zu objektiver Selbstbeobachtung. Unsre Selbstbeobachtung bleibt auf das trübe Erinnerungsbild überstandener Gewissensqual angewiesen. Bei der Untersuchung solcher Erlebnisse handelt es sich aber um eine Vivisektion der eignen Seele, die äußerst unsicher und gefährlich ist, da wir entweder die Stellen nicht berühren, die besonders empfindlich sind, oder durch eine unvorsichtige Berührung zarte, heilige Triebe des Gemütes zerstören. Darum geht man sicherer, wenn man sein Beobachtungsmaterial der Darstellung des genialen Dichters entnimmt und aus der eignen Erfahrung zu ergänzen sucht.

Keiner hat die Geheimnisse und Schrecken des Gewissens heller durchschaut und wahrer dargestellt als Shakespeare. Seine Dramen Macbeth und Richard III. darf man geradezu Gewissenstragödien nennen. Sie stellen den Kampf dar, in dem der Mensch mit ungebändigtem Willen zur Macht sich trotzig auflehnt wider das Gewissen und gebrochen zu Grunde geht. So verschieden die Anlage beider Stücke und so eigenartig der Charakter beider Helden ist, die tragische Entwicklung ist in ihren Grundmotiven dieselbe. Was in Macbeth geweckt wird durch die Schicksalssprüche der Hexen, die ehrgeizige Begierde nach Macht und Herrschaft, das lebt in Richard III. als der ungezähmte Herrscherwille einer dämonischen Persönlichkeit. Ihm ist Gewissen „ein Wort für Feige nur, zum Einhalt für den Starken erst erdacht.“ Mit kalter Entschlossenheit läßt er Jeden morden, der ihm den Weg zur Krone von England versperrt, während Macbeth erst nach schwerem Kampf mit sich selbst und nur unter dem aufstachelnden Einfluß seines Weibes sich zum Königsmord entschließt. Aber von dem Augenblick an, wo sie ihr Ziel erreicht haben, ist Beider Entwicklungsgang völlig gleichartig. Sie fühlen sich nicht sicher im Besitz ihrer Macht; eine entsetzliche Notwendigkeit treibt sie von Mord zu Mord. Macbeth hat alle Bedenken überwunden:

Nun ist, was Vorteil bringt, mir Alles gut;
So weit einmal drang ich hinein in Blut,
Daß, sollt ich nun im Waten stille stehn,
Rückkehr so lästig würd als Vorwärtsgehn.

Und Richard verscheucht die Ahnung, auf unsicherem Wege zu gehen:

Doch wie ich einmal bin,
So tief im Blut, reißt Sünd in Sünde hin.

Dabei fühlen Beide immer deutlicher, daß sie einem finstern Verhängnis entgegentreiben. Je mehr sie sich von der inneren Notwendigkeit vorwärts drängen lassen auf ihrer blutigen Bahn, desto drohender erwächst vor ihnen aus dem Blut der Ermordeten eine unheimliche Macht, die sie umklammert, um sie zu zermalmen. Mit gebrochenem Mut und geborstener Kraft gehen sie dem Kampf entgegen, der über ihr Schicksal entscheidet. Er ist entschieden, ehe er begonnen ist; was sie in das Schlachtgetümmel treibt, ist der Mut der Verzweiflung. Ueber das Gewissen hinweg wollen sie zu Macht und Ehre schreiten; aber je mehr sie es unter die Füße treten, desto gewaltiger erhebt es sich wider sie, bis sie zerdrückt werden unter seiner Wucht.

2

Wenn man vom bösen Gewissen redet, so denkt man gewöhnlich an gewisse Aeußerungen der Furcht und des Mißtrauens, die den Eindruck eines verstörten, unsicheren Wesens hervorrufen. Diese Aeußerungen wären zunächst in möglichster Vollständigkeit darzustellen und dann auf ihren gemeinsamen Grund und ihren Zusammenhang zu untersuchen.

Ehe sie gethan ist, wirft die schändliche That ihren finstern Schatten in die Seele des Thäters und erregt in ihm ein tiefes Grauen. Als an Macbeth zum ersten Mal die Versuchung herantritt, den Spruch der Schicksalsschwestern selbst zur Wahrheit zu machen durch die Ermordung des Königs, da sträubt sein Haar sich und laut gegen die Rippen pocht das sonst so feste Herz. Wie gebannt richten sich alle seine Gedanken auf das grauenhafte Bild seiner Phantasie. Je mehr er sich der verhängnisvollen That nähert, desto klarer treten ihre Folgen, die eine gleichausspendende Gerechtigkeit auf des Thäters Haupt zurückfallen läßt, vor sein geistiges Auge. Die Erde soll nicht „seine Tritte hören, weß Wegs sie gehen, daß nicht Gestein ausplaudre sein Wohin“. Schon der Gedanke der That regt das Gewissen auf, daß der Blick scheu wird und unsicher die Hand. Darum nennt es der Mörder des Clarence in Richard III. (Akt 1 Seite 4) „ein gefährlich Ding“:

Es macht einen zur Memme. Man kann nicht stehlen, ohne daß es einen anklagt; man kann nicht schwören, ohne daß es einen zum Stocken bringt. . . . 's ist ein verschämter, blöder Geist, der einem im Busen Aufruhr stiftet; es macht voller Schwierigkeiten.

Das böse Gewissen geht der bösen That voraus und macht ihre Ausführung unsicher. Dasselbe Herzklopfen, mit dem Macbeth zum Morde schleicht, stört den Schulknaben, der nach einem verschwiegenen Plätzchen sucht, um sich die verbotene Zigarre anzuzünden, und oft genug verrät vor der That sein scheues, unsicheres Wesen den Verbrecher; man sieht ihm an, daß er ein schlechtes Gewissen hat und nichts Gutes im Schilde führt.

So lange die That nur ein Gedanke ist, vermag das Gewissen lediglich durch die Phantasie zu wirken. Ist die Phantasie bei einem Menschen gegenüber der kühl berechnenden Vernunft ohnmächtig, so zieht die Gewissensangst vor der That nur wie ein flüchtiger Schatten über seine Seele. Während sie Macbeth, den abergläubischen Phantasten, wie ein Fieber packt und schüttelt, wird der kalte und entschlossene Realpolitiker Richard kaum von ihr gestreift. Aber auch wo das Gewissen

vor der That sich regt, läßt es sich durch eine lebhafte Vergegenwärtigung des erstrebten Zieles bald zum Schweigen bringen. Als jener Mörder bei der Ermordung des Clarence in sich einen Bodensatz von Gewissen entdeckt, wird er schnell umgestimmt durch die Erinnerung an den Lohn. Da ist sein Gewissen „im Beutel des Herzogs von Gloster". Nun ist es äußerst fein und wahr, wenn der andere Mörder entgegnet: „Wenn er nun seinen Beutel aufmacht, uns den Lohn zu zahlen, so fliegt dein Gewissen heraus; . . . wenns sich nun wieder bei dir einstellt?" Ist die That vollbracht und der Lohn gewonnen, so wacht das Gewissen auf. Der Schuldige fühlt eine ungeheure Enttäuschung. Was durch den Frevel erreicht ist, erweist sich als viel geringer, als es vorher der begehrenden Leidenschaft erschien. Die Königskrone, durch Mord gewonnen, schafft Macbeth so wenig als Richard das mit heißer Leidenschaft ersehnte Glück der Macht. Sie fühlen sich von allen Seiten in ihrem blutig errungenen Besitz bedroht. Macbeth kann nicht ruhig schlafen und essen, so lange Banquo lebt, und Richard meint nicht König zu sein, ehe nicht die Söhne seines Bruders getötet sind. Nachdem die furchtbare Spannung der Seele, die alle Kräfte an die Erfüllung des einen Wunsches setzte, gelöst ist, wird sie beherrscht von der Empfindung, einer Fata Morgana nachgejagt zu haben. Zur nüchternen und öden Gegenwart ist die Zukunft geworden, die aus der Ferne so reich und lockend erschien. Die Hoffnung ist erloschen und das Gemüt wird gefangen gehalten durch eine furchtbare Erinnerung.

Unheimlich treu bewahrt das Gedächtnis die Frevelthat, durch die die verdammende Stimme des Gewissens aufgeweckt ist. Vergeblich rät Lady Macbeth ihrem Gemahl: „Solchen Thaten darf man so nicht nachgehen; 's macht rasend sonst." Trotz seines Wunsches: „Meiner That bewußt mir! lieber unbewußt mein selbst!" kann er die Gedanken nicht los werden, „die hätten sterben müssen mit dem, an den sie denken." Selbst der Schlaf bringt nicht süßes Vergessen der grausen That. Richards Gattin wird durch seine bangen Träume aus ihrer Nachtruhe aufgeschreckt; Macbeth seufzt vergeblich nach dem Schlummer, dem Labsal aller Wesen, und seine mitschuldige Gemahlin erlebt schlafwandelnd noch einmal alle Schrecken der vergangenen Ereignisse. Bei der leisesten Veranlassung wacht die verhaßte Erinnerung wieder auf und alle Qualen des Schuldgefühls werden neu. Wie der Sage nach Theodorich durch einen Fischkopf an den ermordeten Symmachus erinnert wird, wie bei dem Schrei der Kraniche das Gewissen die Mörder des Ibykus verrät, wie Hamlet durch ein Schauspiel dem König die peinvolle Erinnerung an seine Schuld wachruft, so steigt vor Macbeths Augen jedesmal, wenn er Banquos Namen nennt, der Geist des Ermordeten empor und schüttelt drohend das bluttriefende Haar. Vor allem aber in den entscheidenden Stunden des Lebens packt die Erinnerung an vergangenes Unrecht den Schuldigen. Wenn er die ganze Wucht der Persönlichkeit einsetzen muß, um das Geschick der Zukunft zu entscheiden, dann gerade läßt ihn die Vergangenheit nicht los. In der Nacht vor der Entscheidungsschlacht ängstigen Richard die Schatten der Ermordeten und „werfen mehr Schrecken in seine Seele, als wesenhaft zehntausend Krieger es könnten." Was hierin dichterisch dargestellt ist, entspricht der Erfahrung, daß bei Sterbenden die Erinnerung an ungesühnte Schuld oft wunderbar lebendig wird und das dringende Verlangen nach Versöhnung mit dem Gekränkten erzeugt. Und wie oft schiebt sich gerade an den Wendepunkten unsres Lebens die peinliche Erinnerung an vergangenes Unrecht mit der Lebhaftigkeit unmittelbarer Gegenwart in das Gefüge unsrer Gedanken und lähmt die Kraft unsrer Entscheidungen!

Da die böse That dem Schuldigen stets gegenwärtig ist oder doch bei dem leisesten Reiz ins Bewußtsein tritt, so setzt sich bei ihm die Vorstellung fest, als müßten alle andern Menschen um seinen Frevel wissen. Macbeth nimmt es als selbstverständlich an, daß seine Frau und wohl auch seine Gäste Banquos Geist gerade so gut sehen wie er selbst. Das Gewissen suggeriert ihm immer wieder die Voraussetzung, als ob die Blutthat, die den Hauptfaktor in allen seinen Plänen und Berechnungen bildet, notwendig auch allen andern Menschen bekannt sein müsse. Wars ihm doch bei der Ermordung Duncans, als riefe es laut durchs ganze Haus: „Schlaf nicht mehr! Macbeth erwürgt den Schlaf, den heilgen Schlaf!" Er will wissen, daß durch Steine und Bäume schon, durch Zeichendeutung und Wahrsagerkunde geheime Mordthat ans Licht gekommen sei. Wieder eine Erfahrung, wie sie im Kleinen jedes Menschenleben aufzuweisen hat.

Diese Sensibilität des bösen Gewissens, die in jedem Menschen einen Mitwisser der argen That vermutet, äußert sich in einem allgemeinen Mißtrauen. Macbeth hält sich in jedem Hause einen Söldling, seine Edelleute auszuhorchen und ihre Gesinnung gegen ihn zu erkunden, und Richard fordert am Morgen vor der Schlacht den Ratcliff auf, mit ihm den Horcher bei den Zelten zu spielen, ob irgend wer von ihm zu weichen denke. Dieser kleine Zug zeigt besser als alles Andere, wie tief in Beider Herz das Mißtrauen sich eingefressen hat. Sie können nicht loskommen von der Vermutung, daß alle Menschen die Scheußlichkeit ihrer Thaten kennen und verdammen; darum können sie zu Keinem Vertrauen haben. Etwas Aehnliches erleben wir, wenn wir etwa ein scharfes und ungerechtes Urteil über einen Menschen gefällt haben und dann mit ihm persönlich in Berührung kommen. Unsre Unbefangenheit ist zerstört, weil wir das Gefühl nicht los werden können, er müsse um unsre kränkende Aeußerung wissen. Das böse Gewissen erfüllt uns mit unüberwindlichem Mißtrauen.

Durch alle diese Gemütsbewegungen aber rinnt das Zittern der Furcht. Furcht ist der Charakter aller Aeußerungen des bösen Gewissens. Furcht vor dem schrecklichen Bilde der blutigen That, das die Phantasie in der Versuchung der Seele vorhält, macht den Willen verzagt und den Arm unsicher. Furcht vor Entdeckung und Rache bildet den bittersten Tropfen im Becher der Enttäuschung, den der Schuldige nach vollbrachter That zu kosten hat. Bildnereien der Furcht nennt Lady Macbeth mit Recht die blutigen Gestalten der Erinnerung, die ihren Gemahl schrecken. Furcht endlich ist der Grundzug in dem Mißtrauen, das den Schuldigen von allen andern Menschen scheidet. Wohl behaupten Macbeth und Richard übereinstimmend, daß sie ihre Gegner nicht fürchten. Und gewiß fühlt sich Macbeth mit seinem erprobten Heer dem Knaben Malcolm und seinen rasch zusammengerafften Scharen ebenso überlegen, wie Richard des Milchbartes Richmond, der sich lebenslang nicht über seine Schuhe in den Schnee gewagt hat und seines hergelaufenen Volkes spotten darf: — die nervöse Unruhe der Furcht verrät sich deutlich genug in dem ungerechten Zorn, mit dem Beide die Ueberbringer schlimmer Nachrichten behandeln. Es ist Furcht, wenn Macbeth Jeden hängen lassen will, der von Furcht schwatzt und sich krampfhaft mit seiner Hoffnung an die zweideutigen Schicksalssprüche der Hexen klammert, und Furcht ist Schuld daran, wenn Richard der Sturmhut zu schwer wird und ihm die Rüstigkeit des Geistes in entscheidender Stunde fehlt. Sie zittern nicht vor den bekannten Gegnern, nein, es ist die Angst vor einem düstern und drohenden Verhängnis, das sie niederdrückt. Daß die Sonne am Entscheidungstage sich nicht sehen läßt, der Himmel finster über seinem Heer sich wölkt und thau'ge Thränen nicht vom Boden schwinden wollen, das erfüllt Richard mit trüben Ahnungen, und es ist ein schwacher und künstlicher Versuch, sie zu zerstreuen, wenn er sich zu der Vorstellung zwingt, daß derselbe Himmel auch trübe auf seinen Gegner blickt. Das Gewissen schlägt den Schuldigen mit der Furcht vor einer übermenschlichen, mächtig und geheimnisvoll waltenden Gerechtigkeit.

Ernst Rolffs

Was liest der deutsche Arbeiter?

Unter diesem Titel hat der Pfarrer Dr. Pfannkuche in Osnabrück ein Büchlein veröffentlicht, das für Jeden, der sich für den Geistesstand der Arbeiter interessiert oder von Amtswegen sich um ihn zu bekümmern hat, gut und nützlich zu lesen ist. (Tübingen, Mohr 1900. 81 S. und eine Tabelle. 1,25 Mk.)

1

Pfannkuche stützt seine Untersuchung hauptsächlich auf die Materialien aus Bibliotheken von Gewerkschaften und sozialistischen Arbeiterbildungsvereinen, sodaß sein Buch nur die Antwort auf die Teilfrage giebt: Welche Bücher liest der deutsche gewerkschaftlich oder politisch organisierte Arbeiter? In dieser Beschränkung ist die Arbeit aber nicht weniger interessant, in gewisser (politischer) Beziehung ist sie dadurch erst recht bedeutsam.

Gerade über die Weltanschauung der sozialdemokratischen Arbeiter besteht viel Unklarheit, viel Vorurteil. Vor allem bei denen, die im Regimente sitzen, sei es als staatliche, städtische oder kirchliche Beamte, ist der Begriff Sozialdemokrat noch gleichbedeutend mit roter Revolutionär. Schon wer zur Sozialdemokratie hinneigt, wie viel mehr noch wer sich offen dazu bekennt oder ihr gar als eingeschriebenes Mitglied angehört, wird als Umstürzler oder Staatsfeind behandelt. Steht doch selbst der Minister des Innern von Rheinbaben, der als Regierungspräsident in Düsseldorf rüstig an dem Werke sozialer Reform, insonderheit auf dem Gebiet des Arbeiterwohnungswesens, mitgearbeitet und sich dabei als vorurteilsfrei bewiesen hat, auf diesem Standpunkt. Diesen Kreisen wird die Lektüre des Pfannkucheschen Büchleins vor allem von Nutzen sein. Es zeigt ihnen, die die Sozialdemokraten nur aus der Lektüre sozialdemokratischer Zeitungen und Bücher oder aus den Rapporten von Polizeibeamten kennen, den sozialdemokratischen Arbeiter in seinem Heim. Man muß durch die rote Kulisse sozialistischer Journalisterei und Rhetorik hindurchstoßen, muß den Arbeiter selbst bei seiner Arbeit, in seiner Wohnung oder in seiner Geselligkeit aufsuchen, um den Kern der Sozialdemokratie, die Arbeiterschaft, kennen zu lernen.

Pfannkuche führt uns in die Wohnung des Arbeiters und zeigt ihn uns, wie er still an seiner geistigen Weiterentwicklung arbeitet oder sich behaglich zerstreut. Was wir sehen ist echt und wahr, denn Pfannkuche ist nicht zu dem Arbeiter mit der Miene des Interviewers hingegangen. Er hat den Arbeiter beobachtet, ohne daß dieser Etwas davon ahnte und sich unwillkürlich in Positur setzen konnte.

Und wen hat Pfannkuche bei seiner Untersuchung gefunden? Vielleicht einen roten Revolutionär, der mit brennendem Eifer Waffen zum Umsturz der Gesellschaftsordnung schmiedete? Nein. Lassen wir ihn selbst die Antwort geben:

> Selbst bei den politisch-gewerkschaftlich organisierten Arbeitern ist das Interesse an Politik und Volkswirtschaft ein relativ geringes und bleibt hinter dem Interesse an naturwissenschaftlichen bezw. naturphilosophischen Gegenständen weit zurück.

Und an einer andern Stelle:

> Das politische und volkswirtschaftliche Interesse auch der bewußt sozialistischen Arbeiterschaft ist ein ebensosehr an der Oberfläche haftend bleibendes wie in bürgerlichen Kreisen.

Sozialistische Wortführer werden darin eine „Beleidigung der sozialdemokratischen Arbeiterschaft“ erblicken. Es ist aber die Feststellung einer Thatsache, deren Verkennung für sozialistische Agitatoren ebenso empfindlich werden kann, wie sie für die Regierungsleute schädlich ist.

Die sozialistischen Agitatoren stellen den Arbeiter oder vielmehr den sozialdemokratischen Arbeiter — der andersdenkende wird von diesen intoleranten Jüngern der „Toleranz“ liebenswürdig „Auch-Arbeiter“ tituliert — als eine Idealgestalt dar; die im andern Lager sehen in ihm im Gegenteil einen haßerfüllten Empörer. Er ist weder das eine noch das andere, weder ein Uebermensch noch ein Unmensch, sondern ein Mensch mit den Vorzügen und Fehlern seines Volkes wie mit denen seines Standes. Er ist nicht Träger einer neuen Kultur, nicht Zerstörer der alten, sondern Mitarbeiter an der Ausbreitung und Vertiefung unserer Kultur.

Wie bitter not die Mitwirkung der führenden Elemente der Arbeiterschaft an diesem Werke ist, darüber hätte die volle Beantwortung der Frage: Was liest der deutsche Arbeiter? Aufschluß gegeben. Die Antwort wäre wahrscheinlich sehr kurz ausgefallen: Zeitungen, Zeitungen, Zeitungen. Neben ihnen verschwindet alles Andere. Zu anderer Lektüre fehlen dem Arbeiter Zeit, Mittel und Gelegenheit. Bücher zu lesen erfordert Muße, und die ist dem Arbeiter karg zugemessen. Das Bücherlesen ist zudem ein recht kostspieliger Genuß, wenn keine Bibliotheken freigebig ihre Schätze dem Leselustigen zur Verfügung stellen. Unsere Volksbibliotheken sind aber einmal an Zahl und Umfang noch gering, und zum andern sind es in der Hauptsache Bürgerbibliotheken; unsere öffentlichen Bibliotheken aber führen in der Regel ihr Beiwort nur deswegen im Titel, weil sie den öffentlichen Körperschaften, Staat oder Gemeinde, gehören. Sie sind nur geöffnet für Leute ohne Beruf oder für solche, denen das Lesen Beruf ist, und ihre Benutzung ist vielfach von der Erfüllung aller möglichen Formalitäten abhängig. Damit nicht einmal ein Buch in die unrechten Hände komme oder gar gestohlen werde, stehen die Bücher unbenutzt in den Regalen — zur Freude und Genugthuung des Herrn Bibliothekars.

Aber das Volk hat doch einen Mann, der neben dem Zeitungsverleger sich seines Lesebedürfnisses annimmt, den Kolportagebuchhändler, und leider versteht der sein Geschäft gründlich. Was wollen die Auflagen unserer besten Bücher bedeuten neben der Auflage der Hintertreppenromane. In hunderttausenden von Exemplaren werden diese „Volks“romane vertrieben. Für den Preis eines einzigen solchen Machwerkes könnte ein Arbeiter sich eine kleine Klassikersammlung in der Reklamausgabe kaufen, aber jenes Werk wird ihm in Lieferungen zu 10 Pfennigen ins Haus getragen, wird ihm von einem zungenfertigen Manne, der seine Sprache spricht, seine Stimmungen auszunutzen versteht, ihm schmeichelt oder Versprechungen macht, dargeboten. Die Zeitung und die Schriften des Kolportagebuchhandels: das ist unsere Volkslitteratur.

Der Eine wird daraus den Anlaß zu einer Anklagerede wider die Gesellschaft nehmen, der andere in pharisäischer Selbstgefälligkeit von dem „ungebildeten und unbildsamen Pöbel“ sprechen. Aber nicht Gegenstand einer Anklage, noch Gegenstand des Spottes, sondern Gegenstand einer Aufgabe sollte diese Thatsache sein. An der Lösung der Aufgabe mitzuarbeiten, sind nicht allein die von Amtswegen mit der Volkserziehung betrauten Organe, sondern Jeder und vor allem die Arbeiter selbst berufen und verflichtet.

2

Das Problem ist nicht neu. Schon viele und mannigfaltige Versuche sind gemacht worden, die beste Litteratur unseres Volkes in das Volk zu tragen. Fast alle mit geringem Erfolge. Die Schuld an den Mißerfolgen trägt nicht das Volk; sondern die Form des Vorgehens und die Mittel waren verkehrt. Man hat einmal das Volk als ein unmündiges Wesen, das noch erzogen werden muß, behandelt und hat es diese Erziehungsarbeit recht deutlich als solche empfinden lassen. In andern Fällen war die Fürsorge nur Mittel zu andern Zwecken, zur Erhaltung der Religion, der Herrschertreue, der rechten staatsbürgerlichen Gesinnung ꝛc. Wie in der Form so vergriff man sich in den Mitteln. Man errichtete Volksbibliotheken, die die Arbeiter nicht besuchen und nicht benutzen konnten. Man knüpfte bei der Auswahl der Bücher nicht an den Geschmack und die bisherige Lektüre an. Man hielt es fast unter der Würde, den Weg des Kolportagebuchhandels nachzugehen.

In den letzten Jahren sind die Volksbildungsbestrebungen wieder in regeren Fluß gekommen, ein Zeichen dessen ist auch das Buch von Pfannkuche. Der Anstoß ging eines Teils von den Arbeitern selbst aus, zum andern Teil von bürgerlichen Kreisen, und in zahlreichen Fällen haben die beiden Strömungen sich mit einander verbunden. Auch andere Merkmale deuten daraufhin, daß man aus dem Fehlschlag der früheren Versuche gelernt hat. Der Erfolg der neuerwachten Bestrebungen hängt davon ab, in welchem Geiste und mit welchem geschäftlichen Geschick sie geleitet werden, und damit treffe ich am Ausgang wieder mit Pfannkuche zusammen. Pfannkuche stellt in dem Schlußergebnis folgende vier Grundsätze für die Volksbildungsarbeit auf:

1. Die Bibliotheken sollen alle Litteraturgebiete umfassen,
2. sie sollen absolut tendenzlos sein,
3. die Gewerkschaften sind zwar nicht im Stande alleinige Träger der Volksbildungsarbeit innerhalb der modernen Arbeiterbewegung

zu sein, sie sind aber die natürlichen Bundesgenossen und die wesentlichen Stützpunkte für die Bücherhallen und Volkshochschulbewegung,

4. keine gesonderten „Volks“bibliotheken für die unteren Stände, sondern öffentliche Bücherhallen für alle Bevölkerungsklassen.*)

3

Die vier Grundsätze sind absichtlich auf das Teilgebiet des Betriebes von Bücherhallen beschränkt. Von ihnen ausgehend, will ich im Folgenden die Grundsätze allgemeiner feststellen und kurz begründen.

1. Die Volksbildungsarbeit muß das gemeinsame Werk der öffentlichen Körperschaften und der privaten Thätigkeit aller Richtungen sein. Die Arbeiterschaft muß nicht bloß der empfangende Teil sein, sondern sie hat — und zwar die sozialdemokratisch, politisch und gewerkschaftlich Organisierten als die geistig regsamste, energischste und bestorganisierte und daher einflußreichste Schicht des Arbeiterstandes in erster Linie — als gleichberechtigter Teil daran mitzuwirken.

Das Werk ist zu groß und umfassend, als daß es von einem Teil allein bewältigt werden könnte. Dem Staate fehlen die Männer, für die Selbsthilfe gebricht es an Mitteln. Aber auch der Charakter der Aufgabe widerstrebt einer einseitigen Lösung. Wir müssen über die Parteiweisheit hinauskommen, als vertrete nur die eine Klasse, zu der man gerade gehört, allein die wahren Interessen des Volkes und des Vaterlandes. Jedes Volk setzt sich und muß sich nach Abstammung, sozialer Stellung und Beruf aus verschiedenen Klassen zusammensetzen, und jede von diesen Klassen hat ihr gutes Recht, an der Gestaltung unsres Volksgeschickes mitzuarbeiten. Eine ausschließen heißt Volkskräfte brach liegen lassen, deshalb — ob konservativ oder sozialdemokratisch, — jede Richtung muß dem Volke und dem Vaterlande dienstbar gemacht werden.

2. Die Volksbildungsarbeit hat ihren Zweck aus sich selbst heraus zu setzen: die Durchbildung und Ausbildung des Volkes. Sie darf nicht fremden Zwecken dienstbar gemacht werden. Bildung macht frei, aber nur dann, wenn sie auch frei errungen ist. Ein gut Teil mehr Vertrauen — in sich selbst und in das Volk — ist gerade den Regierungsleuten zu wünschen. Wer Vertrauen giebt, findet auch Vertrauen, wer dagegen ängstlich von vorne herein sein ganzes Bestreben darauf richtet, daß das Bestehende als gut und richtig bewiesen werde, der wird gerade den gegenteiligen Erfolg herbeiführen.

3. Die Volksbildungsarbeit muß alle Lebensgebiete, die Reiche des Wissens, der Kunst und der — Vergnügungen umfassen, eine wahre **universitas litterarum et artium** schaffen.

Kein Wissensgebiet liegt den Arbeitern an sich fern, für jedes finden sich unter ihnen rüstig Lernende. So sagt Pfannkuche mit Recht:

> Es ist eine ungemein interessante Beobachtung, daß die aufstrebende deutsche Arbeiterschaft sich nicht in erster Linie auf die Fragen des praktischen realen Gegenwartslebens wirft, sondern in echt deutscher Gründlichkeit die tiefsten Gründe der Welt zu durchmessen sucht, um Klarheit und Wahrheit über den Urgrund der Dinge zu finden.

Die Werke der Kunst waren bisher fast ausschließlich dem Wohlhabenden zugänglich. Nicht bloß der Dichter, auch der Maler, der Musiker ging mit dem Könige, mit den Mächtigen der Erde und schmückte durch seine Gaben das Leben der Reichen mit Schönheit. Gewiß, zum Genießen der Werke der Kunst gehören Muße und eine fein ausgebildete Empfindungsfähigkeit — und das sind Dinge, die im herben Leben der Arbeit nicht erblühen. Aber der Sinn für Kunst, vor allem für Musik und Dichtkunst, ist im Volke urwüchsig und kräftig und verlangt nach Befriedigung und nach Ausbildung.

Die Reiche der Kunst und der Vergnügungen liegen benachbart und doch scheint, als seien sie durch eine tiefe, unüberbrückbare Kluft getrennt. Unsre Vergnügungen, nicht bloß die der Massen, sind des künstlerischen Geistes bar, das seichte Spiel, der plumpe Scherz und der Alkohol beherrschen die Geselligkeit. Man amüsiert sich, statt sich zu ergötzen; und statt daß die Vergnügungen den von der Arbeit müden Körper erquicken, müssen wir uns von unsren Vergnügungen am Arbeitstage ausruhen.

4. Die Volksbildungsarbeit muß nicht bloß eine **universitas litterarum** schaffen, sie muß auch nach dem Lehrbetriebe der Universitäten betrieben werden, das heißt: der Betrieb muß ein schulmäßiger sein, jedoch sollen Lehrer und Lernende sich nicht als Schulmeister und unmündige Kinder gegenüberstehen, sondern als gemeinsam arbeitende Männer. Der Arbeiter ist nicht unmündig und was ihm das Leben an Lektüre versagt hat, das hat es ihm in der harten Schule der Arbeit und des Lebenskampfes gegeben. Lehrer und Schüler können deshalb ihre Lebenskenntnis austauschen, sich gegenseitig anregen.

Der Betrieb muß aber dabei ein schulmäßiger sein: ausgehend von den Kenntnissen der Schüler muß der Bildungsgang vom Einfachen zum Höchsten voranschreiten. Die Volksbildungsarbeit darf nicht schematisch betrieben werden, sie muß für die verschiedenen Schichten der Arbeiter verschieden gestaltet sein, für die Masse anders als für die Elite der Arbeiter. Diese Forderung scheint so selbstverständlich, und vielleicht gerade deshalb wird sie in der Regel übersehen. Man führt den Arbeitern unterschiedslos die höchsten Resultate der Wissenschaft vor, man stellt sie unvermittelt vor die höchsten Werke der Kunst, statt sie allmählich von ihren vorhandenen Kenntnissen, Anschauungen und Neigungen aus zu den Höhen der Bildung hinanzuführen. Diese Methode wirkt umso schädlicher, je mehr man sich an die Massen wendet. Und damit komme ich zu der zweiten Reihe von Grundsätzen, zu denen über die Mittel der Volksbildungsarbeit.

4

Der praktische Betrieb der Volksbildungsarbeit wird sich verschieden gestalten müssen für die Massen und für die an sich schon geistig regsamen Elemente der Arbeiterschaft. Diese kommen von selbst, jene müssen erst geweckt, erobert werden, die Bildung muß ihnen zugetragen werden. Das schwierige, noch ungelöste Problem der Volksbildungsarbeit ist die Gewinnung der Massen. Die Lösung des Problems liegt nicht allein auf geistigem, sondern auch auf ökonomischem Gebiet.

Pfannkuche bestätigt die schon früher festgestellte Beobachtung, daß diejenigen Arbeiter, die den höchsten Lohn, die kürzeste Arbeitszeit und die beste Organisation haben, die geistig regsamsten und strebsamsten sind. Es mag dahin gestellt sein, was hier als Ursache, was als Wirkung anzusehen ist, oder inwieweit Wechsel von Ursache und Wirkung vorliegt, soviel ist sicher: eine Voraussetzung des geistigen Fortschrittes ist der wirtschaftliche und soziale Fortschritt, wie hinwiederum Erhöhung der geistigen Energie auch eine Steigerung der wirtschaftlichen Energie im Gefolge hat; der unintelligente Arbeiter ist bei geringerem Lohn und längerer Arbeitszeit volkswirtschaftlich betrachtet eine teurere Arbeitskraft als der intelligente Arbeiter. Auch der Geist hat seinen bestimmten ökonomischen Wert.

Im Weiteren sind die beiden Teile des Problems, die Erweckung des geistigen Interesses und die Verbreitung der Bildung, mit einander derart verbunden, daß Bildung ausbreiten Bildungsinteresse wecken bedeutet.

Zwei Wege stehen für die Ausbreitung der Bildung in den Massen offen, der eine ist: das Bildungsmaterial dem Volke zugänglich machen, der andre: die Massen bei ihren Zusammenkünften, bei ihren Festen aufsuchen und durch lebendiges Wort und durch Beispiel die Saat der Bildung ausstreuen.

Unsre Bibliotheken, unsre Gallerien, unsre Theater und Konzertsäle sind den Massen nicht oder nur unter erheblichem Aufwand von Zeit und Mitteln zugänglich.

Weit müssen ihre Thore offen stehen, gerade zu den Freistunden der Massen, an den Sonntagen und wenn möglich an den Abendstunden. Billige Kataloge müssen hergestellt, regelmäßige Führungen von Zeit zu Zeit veranstaltet werden, die Sammlungen zu lebensvollem Anschauungs- und Lehrmaterial zu machen. In den letzten Jahren sind auf diesen Gebieten große Fortschritte gemacht worden, aber doch bleibt das Meiste noch zu thun. Noch viel mehr gilt dies bei der andern Aufgabe: Gute Bücher in den Quartieren der Massen zu verbreiten, dem Kolportagebuchhandel auf seinem eignen Operations-

*) Vgl. Nr. 17 Aus Litteratur und Kunst: Kruppsche Bücherhalle. D H

feld entgegenzutreten und ihn aus seiner Stellung als „Volkserzieher" zu verdrängen. Mit seinen eignen Waffen muß er geschlagen werden. Die gute Litteratur muß ebenfalls von findigen, aufdringlichen Kolporteuren um Verdienstes willen die Hintertreppen hinaufgetragen und den kleinen Leuten für billiges Geld angeboten werden. Geht sie diese Wege, werden die Schriften dem Verständnis der Massen entsprechend ausgewählt, so wird sie siegen. Das Volk kauft nicht den Schund, weil es gerade ihn wünscht, sondern weil es das Bessere nicht kennt, weil es ihm nicht angeboten wird. Das Kolportagegeschäft guter Volkslitteratur ist wahrscheinlich nicht bloß eine bedeutsame soziale That, sondern wirft noch einen hübschen Gewinn ab.

Noch auf einem andern Wege kann die gute Litteratur in das Volk getragen werden durch die Vermittlung von Vereinen. Am ehesten werden hierfür die Konsumvereine geeignet sein; aber auch jeder andre Volkswohlverein sollte eine Büchervertriebstelle einrichten.

In der Schweiz sind auf diesen Wegen Millionen von guten volkstümlichen Schriften in billigen Heften zu 10 und 20 Pfennigen in den Massen verbreitet worden. Diesem Beispiel folgend hat der Wiesbadener Volksbildungsverein die Herausgabe von Schriften der besten deutschen und ausländischen Schriftsteller begonnen. Ein ähnliches kleineres Unternehmen hat der Ausschuß für Volksvorlesungen in Offenbach ins Werk gesetzt, indem er einen guten Volksroman mit einem bombastischen Titel versah, das Heftchen auffallend ausstattete und in billigen Lieferungen mit gutem Erfolg vertrieb. Bekannter ist das Unternehmen des jüngst verstorbenen Berliner Schriftstellers Dr. Jacobowski, die Dichtungen unsrer hervorragendsten Dichter in Zehnpfennigheften durch den Kolportagebuchhandel im Volke zu verbreiten. Das Unternehmen leidet aber daran, daß der Höhenunterschied zwischen der bisherigen litterarischen Massenkost und der dargebotenen zu groß ist.*)

Die Erschließung des Bildungsmaterials ist aber nur der geringere Teil der Volksbildungsarbeit. Der größere ist: Männer und Frauen zu finden, die freiwillig oder als Beruf dem Werke der Volkserziehung sich hingeben. Noch haben zwar stets die Ausschüsse für Volkshochschulkurse und für Volksvorlesungen bereitwillige Redner gefunden; aber damit ist nicht genug gethan. Es gilt Leute zu finden, die nicht bloß Vorträge halten, sondern Erzieher sind, die als solche mit und in dem Volke leben.

In England ist Toyebee diesen Weg gegangen, und junge Studenten sind ihm nachgefolgt. Die Bewegung ist in Begriff auch auf Deutschland überzuspringen. Wichtiger ist es, die führenden Elemente der Arbeiterschaft für diese Arbeit zu gewinnen und heranzubilden; die eben noch lernenden werden bald rechte Massenerzieher sein.

Mit in erster Linie zur Erfüllung dieser Aufgabe ist der Pfarrer berufen, vor allem der Geistliche einer kleinen Gemeinde. Die Kirche war einst die Bildungs- und Kunststätte des Volkes, heute ist sie es nicht mehr und kann es nicht mehr sein. Aber dennoch ist für den Pfarrer die Verpflichtung geblieben, der geistige Erzieher seiner Gemeinde zu sein, an dem Aufbau des geistigen Lebens seiner Gemeindegenossen mitzuarbeiten, unter ihnen zu stehen als ein Ratgeber in den Fragen des Wissens, teilzunehmen an ihrer Geselligkeit und sie künstlerisch zu veredeln.

Es ist ein schwerer, vielleicht der persönlich undankbarste, aber auch der edelste Beruf, Volkserzieher zu sein.

Philipp Stein

Bücher und Schriften

Der Mai ist gekommen! Wie oft werden wir in diesem Mai das schöne Lied wieder singen. Und nicht selten werden wir dabei auch des edlen Mannes gedenken, der es gedichtet hat. Aber des frommen Tonkünstlers, der uns die fröhlichen Klänge des Liedes gesetzt, der es uns erst so lieb und vertraut gemacht hat, seiner hat die Welt vergessen. Zwar noch manch andern schönen Sang außer dem Mailied hat er in seiner Jugend — dem Kommersbuch geschenkt, in seinem frühen Alter — der Kirche. Aber die Kirche ist ihm kaum dankbarer gewesen, als die Welt. Für den Komponisten eines Volksliedes ist es allerdings vielleicht der größte Ruhm, vom Volke — vergessen zu werden. Aber der Pastor Justus Lyra hat nicht nur als Student „Der Mai ist gekommen", „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald", „Meine Mus' ist gegangen", Herweghs Reiterlied und Eichendorffs Wanderlied mit ihren allbekannten Melodien komponiert, sondern er hat auch Motetten und Kantaten in strengem Stil geschaffen. Er war ein Kenner der alten Kirchenmusik und ein Theoretiker der kirchlichen Tonkunst, dem es Wenige gleichgethan haben. Den Mann zu vergessen, ist bitteres Unrecht.

Zwei Gelehrte aus seiner Heimatstadt Osnabrück haben ihm jetzt in einem Buche ein Denkmal gesetzt: Dr. Bär und Dr. Ziller, Justus Wilhelm Lyra (Leipzig 1901, Breitkopf und Härtel. 91 S. 1,50 Mk.). Bär schildert mit warmer Teilname den unsäglich schweren, ernsten Lebensgang Lyras. Ziller zeichnet ihn als Musiktheoretiker und Komponisten. Besonders Zillers Arbeit verdient um Lyras — und um ihrer selbst willen die aufmerksamste Beachtung. Ich würde sie die beste „Künstler-Monographie" nennen, die ich in den letzten Jahren gelesen habe, wenn der Name nicht durch die Großfabrikation, die auf diesem Gebiete der litterarischen Industrie heute betrieben wird, etwas fatal geworden wäre. Sie zeugt zugleich von der liebevollsten Versenkung in Lyras Eigenart, von einer unbeugsamen Strenge sachlicher Kritik, von dem feinsten Verständnis für den Stimmungsgehalt der musikalischen Formen und von einer seltenen selbstständigen Sicherheit in den Fragen der musikalischen Aesthetik. Den Kenner mache ich z. B. auf die gelegentlichen Bemerkungen über das Komische in der Musik aufmerksam.

Eine Sammlung von Kompositionen Lyras ist jetzt bei Breitkopf und Härtel unter dem Titel Deutsche Weisen (5 Hefte, Preis je 2 Mk. Das erste Heft, die „geistlichen Lieder für eine Singstimme", in 2. Auflage) durch Karl Weigel besorgt worden.

Von Lyras theoretischen Schriften sollte mindestens eine im Besitze jeder lutherischen Kirche sein: Die liturgischen Altarweisen des lutherischen Hauptgottesdienstes nach ihrer Reinheit und Einheit in musikalischer Beziehung untersucht und festgestellt. Mit besonderer Rücksicht auf den Schatz des liturgischen Chor- und Gemeindegesangs von Fr. Riegel und Dr. Ludwig Schoeberlein. Nebst Anhängen und einer Notenbeilage: Musikalischer Grundriß der Liturgie für den lutherischen Hauptgottesdienst nach dem System der zweiten Kirchentonart. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1875. 2,80 Mk.

Daß Bärs Schilderung vom Lebensgang und von der inneren Entwickelung Lyras für den Religionspsychologen von hohem Interesse ist, soll nicht unerwähnt bleiben.

F M Schiele

Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Von Karl Woermann. I. Die Kunst der vor- und außerchristlichen Völker. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1900. 667 S. Gebunden 17 Mk.

Dies ausgezeichnete Buch ist wirklich die erste allgemeine Kunstgeschichte, insofern die Kunstäußerungen aller Völker, auch der vorgeschichtlichen, der Natur- und Halbkulturvölker in einem großen Rahmen umfaßt werden. Der Verfasser, einer der vornehmsten Gelehrten, hat darin eine enorme Arbeit bewältigt. Gleichwohl bietet er eine musterhaft klare und volkstümliche Entwicklungsgeschichte der Kunst, die grade zur ersten Einführung die besten Dienste leisten wird, aber auch den Kenner durch immer neue Reize des Stoffes wie der Darstellung fesselt. Der Ertrag der neusten Ausgrabungen und Funde ist ebenso gewissenhaft verwertet wie die Resultate der weitverzweigten Forschung. Auch das kultur- und religionsgeschichtliche Interesse findet reiche Befriedigung. Der Bilderschmuck in Holzschnitten, Zinkätzungen und farbigen Tafeln ist vorzüglich und mit seltenem pädagogischen Takte dem Texte eingegliedert. Das ganze Werk kann selbst als ein Kunstwerk gelten und wird jedem Gebildeten reiche Belehrung und edlen Genuß gewähren. Der zweite Band soll die christliche Kunst bis zur Reformation, der dritte die der Neuzeit behandeln.

H Bergner

Eine profane Anthologie. „Die Klammern bei den Adelstiteln zeigen an, daß diese erst von den betreffenden Dichtern erworben worden sind." Ich gestehe, daß diese eingeklammerten „von" allein mir ungemischte Freude bereitet haben an dem ganzen Buch: Die deutsche Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts, eine poetische Revue, zusammengestellt von Theodor von Sosnosky. Stuttgart, Cotta 1901. 464 S. Gebunden 5 Mk.

Bedauerlich ist schon, daß Theodor von Sosnosky nicht ebensoviel Zeit und Aufmerksamkeit auf sein Vorwort verwandt hat wie auf die eingeklammerten Von. Es nimmt den Mund recht voll. Es will keine gewöhnliche Anthologie geben, sondern „ein Spiegelbild der gesamten deutschen Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts." Es weiß auch, daß dies keine leichte Aufgabe ist, und verfehlt nicht, östreichisch-gemütlich dem Leser das zu erzählen. Aber daß die Aufgabe im Großen und Ganzen gelungen, daran zweifelt das glückliche Vorwort keinen Augenblick. Ich zweifle allerdings grade wegen des Vorworts daran, daß sein Verfasser überhaupt der geeignete Mann für die Aufgabe war. Es steht da z. B. eine lange Entschuldigung, daß es

*) Was ist eigentlich aus dem Verein für Massenverbreitung guter Schriften in Weimar geworden, der Vieles von dem oben Geforderten ins Werk setzen wollte? Welche Erfahrungen sind bei diesem Versuche gemacht? Vielleicht kann einer unsrer Leser kurze Antwort geben. D H

gewagt wurde, nicht nur bürgerlich korrekte, gesinnungstüchtige Lyrik aufzunehmen. Damit verbunden ist eine feierliche Versicherung, daß der Herausgeber gar keine Freude hat an solcher Lyrik. Nur die hohe Aufgabe zwang ihn, auch derlei zu bringen. Der arme Mann ist so ein Opfer seines Berufs geworden, ein Spiegelbild der Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts zu geben. Armes Spiegelbild, wie wirst du ausfallen!

Bei der Auswahl der Gedichte waren nur zwei Momente maßgebend: die Schönheit und die Eigenart. Ich glaubte bisher allerdings, Schönheit und Eigenart sei ästhetisch angesehen ungefähr dasselbe. Aber hier wird unter Schönheit offenbar Glätte, Geleckheit und sogenannte Versreinheit verstanden, denn es wurden auch Gedichte aufgenommen, die bloß schön sind. Doch es kommt noch besser. Es wurden nach dem Vorwort sogar Gedichte aufgenommen, die weder schön noch eigenartig sind, sondern sich „lediglich eines mehr oder weniger großen Rufes erfreuen, und daher vermißt würden, wenn sie fehlten.“ Mir scheint, das ist der allergewöhnlichste Anthologienstandpunkt. Jedenfalls kein Gesichtspunkt, wenn man ein Spiegelbild der gesamten deutschen Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts geben will. Dann würde man doch wohl weglassen, was weder schön noch eigenartig ist, schon aus ästhetischem Pflichtgefühl, dem daran liegen muß, dem Leser das Schlechte, an das ihn die gewöhnlichen Anthologien gewöhnen, einfach dadurch abzugewöhnen, daß es garnicht gebracht wird.

Das Buch selbst bestätigt nur, daß wir es mit einer Anthologie im ganz gewöhnlichen Sinn zu thun haben. Der Herausgeber hat überhaupt kein zureichendes Organ für das Lyrische in der Lyrik, sonst würde er nicht, zumal er ausdrücklich erklärt, daß Raumrücksichten auch eine Rolle spielten, von Mörike drei, von Baumbach sieben, von Platen und Karl Busse neun, von Anna Ritter zehn und von Wilhelm Jensen gar zwölf Gedichte gebracht haben. Mörike und Hebbel erhalten ungefähr grade so viel Raum wie Albert Träger und weniger als Johanna Ambrosius. Dem Kundigen sagt das Einiges. Felix Dahn, Robert Prutz werden vier Seiten eingeräumt, Julius Sturm dreieinhalb, Friedrich (von) Bodenstedt drei, Johanna Ambrosius fast drei, Richard Dehmel dagegen nur zwei. Bei einer gewöhnlichen Anthologie finde ich das sehr begreiflich, denn sie fragt mehr nach Gutgesinntheit als nach Lyrik. Wenn man aber ein Spiegelbild der Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts geben will, müßten die Raumverhältnisse auch hier ganz andre sein, da in dem einen Dehmelschen Gedichtband „Aber die Liebe“ mehr Lyrik steckt als in all den Büchern von Dahn, Prutz, Sturm, Bodenstedt, Ambrosius zusammen. Klaus Groth fehlt ganz! Brentano ebenfalls!

Schließlich ist auch die Kenntnis der Lyrik der letzten zwanzig Jahre bei dem Herausgeber nach Ausweis dieses Buches eine durchaus unzulängliche Wenn für neun Gedichte Carl Busses Raum war und für zwei des ganz jungen, noch wenig eigenartigen Busse-Palma, so hätte auch für ein bis zwei Gedichte von Avenarius Raum sein müssen. Ebenso fehlen Julius Hart, Hugo Salus, R. M. Rilke, Wilhelm Holzamer, Max Bruns, Emanuel von Bodmann, Bethge, Benzmann, um nur ein paar Namen zu nennen. Was den beiden Busses recht ist, ist jedem der eben genannten Lyriker billig, denn keiner von ihnen dichtet, wie der Herausgeber vielleicht nach einem Satz seines Vorworts anzunehmen geneigt ist: unter Ausschluß der Oeffentlichkeit, oder ist nur seinem Verleger und ein paar Freunden bekannt. Sie alle sind vielmehr Jedem bekannt, der sich ernsthaft mit moderner Lyrik abgiebt. Entweder Nichts von Busse-Palma und viel weniger von Karl Busse, oder auch Etwas von jedem der eben genannten, hier ganz fehlenden Lyriker. Wenn schon „ein treuer und klarer Spiegel“ gegeben werden soll, denn schon ordentlich. Sonst ist der Spiegel weder treu noch klar. Zu dem treuen und klaren Spiegel gehört doch wohl auch, daß wirklich das Beste von jedem Lyriker gegeben wird. Die Geschmäcker sind freilich verschieden, aber bei einem Lyriker ist zu deutlich, daß die getroffene Auswahl mit irgendwelchem Geschmack überhaupt Nichts mehr zu thun hat. Ich meine die beiden Gedichte, die von der älteren Lyrik von Arno Holz geboten werden. Sie zeichnen sich durch Nichts als durch Roheit aus, sind aber um deswillen durchaus nicht das schönste oder eigenartigste aus dem „Buch der Zeit“ dieses Lyrikers. Man kann sich da des Eindrucks nicht erwehren, als spiele bei dieser Auswahl die Absicht mit, dem Leser, der Holz nicht kennt, ein gelindes Gruseln vor diesem Dichter einzujagen. Auch was von Liliencron gegeben wird, genügt durchaus nicht.

Weshalb ich so ausführlich davon rede? Einmal weil der Titel viel Mehr verheißt, als Vorwort und Anthologie halten, und es nicht jedes Käufers Sache ist, sich mit dem schönen Titel über den schwachen Inhalt zu trösten. Zweitens weil das Ansehen der Firma Cotta das Buch deckt. Und drittens, weil die Zahl derer, die noch Dergleichen kaufen, die sich also noch für Lyrik interessieren, so klein ist, daß im Interesse der Lyrik mit diesem kleinen Kapital von Menschen nicht leichtsinnig drauflosgewirtschaftet werden darf. Die Naiven unter den Käufern dieses Buches erhielten nämlich ein falsches Bild von der Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts, und ihr Geschmack würde an diesem Buch sich nicht heben sondern verschlechtern. Die Käufer aber, die schon lyrisches Verständnis mitbringen, würden sich an dem Buch ärgern und so bald nicht mehr für derartige Bücher zu haben sein, auch wenn einmal ein besseres käme.

Deshalb warne ich vor dem Buch, das in Nichts gewöhnliche Anthologien überragt. Empfehlen kann man von derartigen Büchern bis jetzt immer noch nur das eine von Karl Busse: Neuere deutsche Lyrik. Halle, Hendel. 471 S. Gebunden 3 Mk.

Hans Fischer

Hauffs Werke. Textabdruck der Illustrierten Pracht-Ausgabe, Herausgegeben von Dr. Cäsar Flaischlen. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 324 S. Gebunden 3 Mk.

Zu den bekannten billigen einbändigen Klassikerausgaben hat die Verlags-Anstalt nun auch die von Hauffs sämmtlichen Werken gesellt. Man kann Hauff den jüngsten unsrer Klassiker nennen. Er besaß eine erstaunliche Produktivität, wenn man sich vergegenwärtigt, daß alle seine Schriften: der ewigjunge Lichtenstein, die Novellen, Märchen, Phantasien, Satiren, Skizzen und Gedichte innerhalb dreier Jahre entstanden. Cäsar Flaischlen giebt dazu ein Vorwort, eine ausführliche Schilderung von Wilhelm Hauffs Leben und eine Würdigung seiner Werke. Flaischlen war der rechte Mann für die Aufgabe. Er hat die nötige landsmännische, menschliche und dichterische Sympathie für Hauff. Er ist selbst eine so liebenswürdige Natur, daß er uns für den liebenswürdigsten deutschen Dichter das Herz so recht erwärmen kann. Dabei ist er keineswegs blind für die Schwächen Hauffs und zeigt recht deutlich, wo er fehlte. Aber er bemüht sich mit Erfolg, verständlich zu machen, weshalb es Hauff hier und dort fehlen mußte. Der sachlich nur zu berechtigten Kritik fehlt nirgends der herzliche Ton. Ein warmer Mensch schildert hier einen andern warmen Menschen in seinen Vorzügen und Mängeln. Das giebt einen guten Klang. Ein erfreulicher Herausgeber für einen unserer erfreulichsten Dichter.

Hans Fischer

Das 19. Jahrhundert. Vierundzwanzig Aufsätze zur Jahrhundertwende. Herausgeber: Georg Wolf, Chefredakteur der Straßburger Zeitung. Straßburg, Kommissionsverlag der Straßburger Druckerei u. Verlagsanstalt. 150 S.

Es mag nun bald zehn Jahre werden, daß die Lehrer und Schüler der Universität Straßburg bei dem üblichen Kaiserkommers eine unerwartete und große Freude erlebten. Ein junger Studierender der Theologie, dem von seinen Kommilitonen die Hauptrede übertragen war, entwickelte uns in ungewöhnlich gewandter und vornehmer Form, in welchem Sinne er als geborener Elsässer mit seinen Gesinnungsgenossen sich an dem Feste beteilige. Mit seltener Offenheit legte er alle Schwierigkeiten, Bedenken, Klagen dar, die dem Elsässer den freudigen Anschluß an Deutschland erschwerten. Aber das alles wurde weit übertönt durch das rückhaltlose Bekenntnis des guten Willens, mit der Vergangenheit zu brechen, sich als Deutscher zu fühlen und an allen Lebensäußerungen des neuen deutschen Reiches den ihm gebührenden Anteil in Anspruch zu nehmen und zu leisten. Das war ungewohnte Kost, und war es auch bloß eine Stimme, die sich vernehmen ließ, so ging doch ein Frühlingswehen durch die Festversammlung, man hatte wieder einmal ein tröstliches Zeugnis erhalten, daß der Liebe Mühen nicht verloren war.

Der junge Redner von damals ist der Herausgeber des Buchs, dem diese Zeilen gelten. Er hat seine ganze Person in den Dienst der Sache gestellt, die damals Gegenstand seiner Rede war, sein Pfarramt der Leitung des Blattes geopfert, das solche Anschauungen im Elsaß zu vertreten sich zur Aufgabe macht. Einem Andern gebührt die Ehre, ihm darin vorausgegangen zu sein, dem Pfarrer Fritz Hoffet, der im Jahre 1892 sein Amt niederlegte, um das Blatt „Die Heimat“ zu gründen. Aber gerade des frischeren Optimismus und Idealismus, der größeren Lebhaftigkeit und Beweglichkeit Georg Wolfs bedurfte es noch, um dem schönen Unternehmen das Gelingen zu sichern. Der alte Herausgeber ist der neuen Zeitung treu geblieben, und viele neue Mitarbeiter haben bereitwillig ihre Hilfe zugesagt.

Einen vollen Strauß aus dem Wachstum des ersten Jahrgangs bietet unser Büchlein dar, und wenige Zeitungen dürften im Stande sein, eine so mannigfaltige Fülle gediegener Aufsätze zu demselben großen Thema aufzuweisen. Die nationalen Fragen hat sich Fritz Hoffet, die sozialen vorwiegend der jetzige Herausgeber vorbehalten; in die übrigen siebzehn Aufsätze, in denen Kirche und Schule, Kunst und Wissenschaft, Arbeit und Bildung nach den verschiedensten Seiten zu ihrem Rechte kommen, teilt sich eine große Schar von berufenen Berichterstattern, derart, daß nur ein einziges Mal zwei demselben Verfasser zufallen. Nur Einer von allen ist nicht Bürger des Elsaß, Friedrich Naumann, der einen Aufsatz über die Entwickelung des Christentums im neunzehnten Jahrhundert beigesteuert hat. Daneben begegnen wir drei Professoren und einem Privatdozenten der Straßburger Universität, Th. Ziegler, P. Lobstein, Fr. Spitta, E. Polaczek, drei Straßburger Pfarrern, Lic. Grünberg, E. R. Eichler, D. Hackenschmidt. Dazu kommen der Gymnasialprofessor Dr. Erdmann und der ausgezeichnete Kenner der elsässischen Geschichte Oberlehrer Dr. v. Borries; ferner in Dr. A. Schweitzer und Dr. G. Lasch zwei der vorzüglichsten jüngeren Schüler der Straßburger theologischen Fakultät; in A. Wolf, Dr. G. Altmann und Dr. K. Gruber hervorragende Vertreter der Publizistik, jeder in seinem besonderen Gebiete, und endlich eine nur mit den Initialen M. W. angedeutete Kraft, die in dem Aufsatze „Die Frau im neunzehnten Jahrhundert“ wenn nicht das eigene Fach, so doch jedenfalls die eigene Sache zu vertreten scheint.

Es wird unbedingt zuzugeben sein, daß der Herausgeber die erste Herrschertugend, die Gabe, für jede Aufgabe die richtige Persönlichkeit zu wählen, in hervorragendem Maße bewährt hat, und man darf jedem Leser versprechen, daß er an einer großen Anzahl von Aufsätzen seine Freude haben und reichen Gewinn davon tragen wird. Das Schwergewicht aber wird gerade außerhalb des Elsasses, draußen „im Reich“, gewiß auf den Anfang und das Ende des Büchleins

fallen, die fast ausschließlich von unsrem neuen Geschwister Elsaß-Lothringen handeln. Man wird da einen Einblick in den Werdeprozeß in diesem interessantesten Stück Deutschland erhalten, wie er sonst nicht leicht irgendwo zu gewinnen ist; man wird sich etwas richtigere Anschauungen von der Aufgabestellung wie von den zu überwindenden Schwierigkeiten bilden können, als sie sonst draußen im Schwange sind. Die Aufgabe ist nicht, aus dem Elsässer durch Abschleifen und Anpassen einen Durchschnittsdeutschen von möglichst allgemeinem, farblosem Gepräge zu gestalten, sondern seine ursprüngliche deutsche Stammeseigentümlichkeit allmählich von den Uebermalungen vorsichtig zu reinigen und aus der Passivität zu befreien, die ihr unter der Fremdherrschaft aufgezwungen sind, sodaß sie sich in ihrer Selbständigkeit fühlen und ihre Kräfte gebrauchen lernt. Gelingt das, so haben wir am Körper des deutschen Reichs ein organisches Glied gewonnen und in dem Einklang der deutschen Stämme einen neuen Ton, der sich kräftig zur Geltung bringen wird. Eine gute Vorbedeutung für das Gelingen ist es, daß die Mitarbeiter an diesem Büchlein, wenn ich nicht sehr irre, genau zur Hälfte Neu- und Altdeutsche, Alt- und Neuelsässer sind. Dies bedeutet nicht nur den Frieden, der denen verheißen ist, die eines guten Willens sind, und die Gewähr rüstigen Fortschritts mit den vereinten Kräften. Es beweist auch, daß die Eigenart des Elsässers noch vollauf stark genug ist, um eine selbstständige Stammespersönlichkeit innerhalb Deutschlands aus sich herauszubilden. Das hat sich früher und wohl bis auf den heutigen Tag geradezu als eine Gefahr bewiesen, da gerade die schlimmsten Franzosenköpfe oft Eingewanderte waren oder von solchen abstammten. Es wird auf der Grundlage des guten Willens eine große Wohlthat werden, insofern dem elsässischen Volkstum neue, wertvolle Kräfte zugeführt werden können, ohne seine Eigenart zu schädigen.

Endlich aber soll es laut und mit Stolz gesagt sein, daß diese ganze Bewegung einzig und allein in den evangelischen Kreisen des Elsasses zu Hause ist. In der evangelischen Bevölkerung liegt die deutsche Zukunft des Landes, und ihr einziger gefährlicher Feind ist der ultramontane Katholizismus. Möchten das lernen, die es angeht!

Karl Budde

Das Vergessen? Elsaß-Lothringen 1877—1900. Roman von Théodore Cahn und Louis Forest. Deutsche Uebersetzung von Susanne Bräutigam-Romane. Goslar, F. A. Lattmann. 4 Mk.

Das Buch sei denen empfohlen, die für den in Frankreich gegenüber dem Verlust von Elsaß-Lothringen langsam sich vollziehenden Stimmungswechsel Interesse haben. Noch vor fünf Jahren wäre ein französisches Buch, das die Möglichkeit eines Verzichts auf die verlorenen Provinzen gelten läßt, unmöglich gewesen; das vorliegende ist als Symptom dieses Fortschritts so erfreulich, daß man seine litterarische Schwäche und die argen Zerrbilder deutscher Zustände, die es enthält, gern in Kauf nimmt; vielleicht waren auch letztere notwendig, um den Hauptgedanken den Franzosen annehmbarer zu machen. Die deutsche Uebersetzung entspricht durchaus den an sie zu stellenden Anforderungen.

Friedrich von Oertzen

Unsre Rechtspflege im Volksbewußtsein. Klagen und Wünsche eines Laien von Theodor Wahl. Zeitfragen des christlichen Volkslebens Band XXVI Heft I. Stuttgart, Belsersche Verlagsbuchhandlung 1901. 80 Pf.

Vor einigen Jahren erschien in den Grenzboten ein anonymer Aufsatz, der ein Grundübel unsrer Strafrechtspflege in dem erschreckenden Mangel an Volkstümlichkeit der Juristen erblickte. Dasselbe Thema im weiteren Sinne auf die ganze heutige Rechtspflege angewendet behandelt der bekannte Pastor Theodor Wahl in einer sehr maßvollen aber durchaus zutreffenden Weise. Wer nicht in der weitverbreiteten Vorstellung von der Unfehlbarkeit eines Richterspruchs befangen ist, sondern andern Menschen, die nicht Richter sind, auch noch ein Urteil über so mancherlei Vorkommnisse der neusten Zeit zutraut, wird diese Schrift mit Interesse lesen.

H. Reuß

Gesetz und Recht. Volkstümliche Zeitschrift für Rechtskunde. Unter Mitwirkung von vielen namhaften Juristen herausgegeben von C. Frhr. v. d. Goltz. Breslau, Langewort.

Diese Zeitschrift erscheint im Jahresabonnement zum Preise von 4 Mk. am 1. und 15. jedes Monats. Vor mir liegen neun Hefte, in denen praktische Fragen des täglichen Lebens in kurzen, verständlichen und praktischen Ratschlägen erörtert werden. Je dichter und undurchdringlicher der Paragraphenwald ist, der weiten Volkskreisen unsre Justiz und Verwaltung so unvolkstümlich macht, um so dankbarer ist ein solches von wirklich idealem und sozialem Sinn getragenes Unternehmen zu begrüßen.

Heinrich Reuß

Der moderne Unglaube in den unteren Ständen. Von W. Studemund, Pastor zu Wittenburg in Meklenburg. Schwerin 1901. 109 S. 1,60 Mk.

Der Verfasser ist offenbar in der besten Absicht an sein Thema herangetreten. Aber er hat nur zu sehr Recht, wenn er, wie er im Vorwort sagt, bei seiner Arbeit immer wieder gefühlt hat, „daß es eine gewagte Sache ist, den modernen Unglauben in den unteren Ständen zu schildern." Hätte er das nur noch etwas stärker gefühlt! Der Schaden, den solche ohne jedes Verständnis für das religiöse Bedürfnis der „unteren Stände" — für den Verfasser übrigens ein ähnlicher Begriff wie für den Sozialdemokraten die „reaktionäre Masse" — geschriebenen Bücher anrichten können, ist groß. Studemund hat sich aus Göhres Buch „Drei Monate Fabrikarbeiter", Rades Vortrag „über die religiös-sittliche Gedankenwelt unserer Industriearbeiter", Gebhards „bäuerlicher Glaubens- und Sittenlehre", einigen sozialdemokratischen Schriften und einigen eigenen Beobachtungen, die sich aber, wie er ausdrücklich bemerkt, auf meklenburgische Kleinstädte und Landgemeinden beschränken, ein Bild von dem „Unglauben der unteren Stände" zusammenkonstruiert und betrachtet dies nun mit einer schwarzgefärbten dogmatischen Brille. Ich muß gestehen, daß mir selten die Lektüre eines Buches solche Tortur bereitet hat wie dieses. Eine Kritik im einzelnen ist einfach unmöglich; denn der Uebertreibungen, Schiefheiten, Widersprüche, Verdrehungen und Mißverständnisse ist Legion, wie das bei der Art, in der der Verfasser sein Buch zusammengearbeitet hat, nicht verwunderlich ist. Erwähnt sei, daß nach Studemunds Beobachtung „verhängnisvoller als die sozialdemokratischen Schriften" „wohl Broschüren wie etwa Aegidis (sic!) »Ernste Gedanken«" auf die Arbeiterschaft gewirkt haben.

Hätte der Verfasser sich darauf beschränkt, ein Bild von der religiös-ethischen Gedankenwelt der „unteren Stände" in den meklenburgischen Kleinstädten zu entwerfen, so wäre das eine nützliche Arbeit gewesen. Auf dem Gebiete der religiösen Volkskunde liegen nötige und lohnende Aufgaben, die aber vorläufig nur durch scharf umgrenzte, auf sicherem greifbarem Material beruhende Einzelstudien gelöst werden können. — Hingewiesen sei bei der Gelegenheit auf den psychologisch fein beobachtenden Aufsatz von Heinrich Reuß: Das Christentum der Gefangenen. Preußische Jahrbücher 1901, Heft 3, S. 479—500.

Pfannkuche

Calvins Schrift über das Abendmahl aus dem Jahre 1540 ist in neuer deutscher Uebersetzung mit geschichtlicher Einleitung und erklärenden Anmerkungen von Hilfsprediger Rotscheidt zu Gemarke herausgegeben worden. (Elberfeld, Verlag des Reformierten Schriftenvereins 1900. 32 S. 30 Pfge.) Sie handelt 1. vom Grund und Zweck, 2. vom Segen, 3. vom rechten Gebrauch des heiligen Abendmahls, 4. von den irrtümlichen und abergläubischen Vorstellungen über das Abendmahl und 5. vom Streit, der sich über die Abendmahlslehre erhoben hat. Obwohl heutzutage die konfessionelle Kontroverse über das Abendmahl glücklicherweise in den Hintergrund getreten ist, verdient Calvins Schrift, die wie die meisten Werke Calvins den modernen Theologen viel zu wenig bekannt ist, durch ihre klassische Art der Darstellung alle Beachtung. Man kann sich ihrer herzlich freuen und hat diese Freude durch die vorliegende Uebersetzung billig und bequem. Vor allem muß ihr Studium noch einzelnen theologischen Fanatikern empfohlen werden, die über Calvin und die Reformierten herzufallen pflegen, ohne deren Lehren und Schriften wirklich zu kennen.

W. Bornemann

Bibliographia Calviniana. Herausgegeben von Alfred Erichson. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn 1900. 3 Mk.

Das letzte Werk des Straßburger Reformationshistorikers, der Schlußstein zu dem Monumentalwerk der Ausgabe der Schriften Calvins, nunmehr leider auch der Schlußstein eines arbeitsreichen, der Erforschung vornehmlich der Geschichte unsres protestantischen Glaubens gewidmeten Lebens! Erichson liefert in seiner Calvinbibliographie wiederum ein Werk sorgfältigster Kleinarbeit, exaktester wissenschaftlicher Treue. Es ist eine Zusammenstellung sämtlicher soweit bis jetzt bekannt gewordenen Ausgaben Calvinscher Schriften, sowie eine Aufzählung sämtlicher wissenschaftlichen Arbeiten über Calvin. Für den Calvinforscher wie für Jeden, der über den Genfer Reformator gerne Näheres wissen möchte, ist das Buch unentbehrlich. Sorgfältig bis auf die Seitenzahl ist angegeben, in welchem Bande des großen Monumentalwerkes (des Corpus Reformatorum) die verzeichneten Schriften Calvins zu finden sind, und bei den Arbeiten über Calvin ist sogar wichtiger Besprechungen derselben gedacht worden. Fürwahr, das Werk lobt seinen Meister, auch über sein Grab hinaus!

Walther Köhler

Eine Neuausgabe von Zwinglis Werken ist in Vorbereitung, die Verlagsbuchhandlung C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin versendet soeben die Subskriptions-Einladung. Das Unternehmen kommt einem dringenden Bedürfnis entgegen, denn die alte Ausgabe von Schuler und Schultheß (1828—1842) genügt den wissenschaftlichen Anforderungen keineswegs, ist überdies vergriffen. Die Ausgabe ist gedacht als Fortsetzung des Corpus Reformatorum, in welcher Sammlung soeben der letzte Band der Werke Calvins erschien. Doch soll an Stelle des Quartformates ein handliches Oktavformat gewählt werden mit hübschen, das Auge nicht beschwerenden Typen und geziert durch gleichzeitige Illustrationen. Die Leitung liegt unter Mitwirkung des Züricher Zwinglivereins in den Händen von Professor Egli in Zürich, dem das Studium Zwinglis Lebenswerk geworden ist, und Gymnasiallehrer Finsler in Basel, dem Verfasser der vortrefflichen Zwinglibibliographie — also in den allerbesten Händen. Die Ausgabe wird sämtliche Schriften Zwinglis umfassen, in drei Gruppen verteilt (exegetische, systematische Schriften und Briefwechsel), mit historischer und bibliographischer Einleitung und sachlichen wie sprachlichen Anmerkungen. Mehr kann man nicht wünschen, es wird eine Musterausgabe der Werke Zwinglis werden. Der Subskriptionspreis ist äußerst mäßig, die Ausgabe soll in Lieferungen erscheinen zu je fünf Bogen, 120 Lieferungen sind als Maximum vorgesehen, jährlich sollen in erster Zeit mindestens 3—4 Lieferungen erscheinen, später mehr, die Lieferung zu Mk. 2,40 (3 Fr.), man hat also mit einer jährlichen Ausgabe von nur etwa 10—12 Mk. zu rechnen. Für die Nicht-Subskribenten wird sich der Preis voraussichtlich entsprechend höher gestalten.

Möchte das freudigst zu begrüßende Unternehmen nun auch allseitige Unterstützung finden! Gerade unsere unter dem Zeichen des Relativismus stehende Zeit ist viel mehr auf Zwingli gestimmt als auf Luther. Der humanistisch geschulte Schweizer hat das Problem der Zerbrechung des massiven Supranaturalismus und der Hereinstellung auch des Christentums in den Fluß geschichtlichen Werdens, das Luther völlig fern lag, wenigstens geahnt!

Walther Köhler

Verschiedenes

Erklärung. Indem ich mich zu allem mir, freilich ohne Anführung meiner Begründungen, vorgeworfenen Gedanken bekenne, muß ich doch gegen die Insinuation protestieren, als hätte ich, originell beschränkt, die Darstellung eines ungeschirrten Pferdes für schamlos gehalten Leser ohne Voreingenommenheit haben mich recht verstanden. Einen Siegesreiter auf solchem Pferde bezeichne ich als „unnatürlich", während das „schamlos" auf den Reiter geht. Mehr nicht.

W. Schöpff, P. em.

Kleine Mitteilungen. Eine wahrhaft menschenfreundliche Petition bereitet Frau Professor E. Mühlberg-Sutermeister in Aarau für den Schweizer Bundesrat vor. Sie lautet: „Jede Mutter eines außerehelich geborenen Kindes, die dasselbe selbst erziehen will, ist berechtigt, zum Zweck der Durchführung dieser Aufgabe und im Interesse des Kindes und seiner allfälligen Nachkommen ihrem Namen den Titel Frau voranzusetzen." Wer nimmt für Deutschland diese Petition auf? Hier wäre eine Gelegenheit für unsre christlichen Frauen, zu beweisen, daß sie in den Spuren unsers Herrn und Meisters wandeln und daß sie Hüterinnen einer Sittlichkeit sind, die nicht vom Schein lebt. Vielleicht genügt diese Anregung für den Deutsch-evangelischen Frauenbund oder für die — ja leider nun doch in Braunschweig zur Unthätigkeit verurteilte — Frauengruppe des Evangelisch-sozialen Kongresses.

Daß die Nähe des Braunschweiger Kongresses unsre sozialen Interessen frisch belebt, werden die Leser aus dem Inhalt der jetzt erscheinenden Nummern merken. Hier sei nachdrücklich hingewiesen auf die Modernen Flugblätter für männliches Christentum, verfaßt vom Prediger Arthur von Broecker in Halle. Nr. 1 führt den Titel: Ist das Christentum Etwas für den aufstrebenden Arbeiter? Nr. 2: Was denken die jungen Männer vom Christentum? Nr. 3: Vertragen sich die Nöte in der Welt mit der Liebe Gottes? Preise postfrei, auch 3 Nummern gemischt, bei vorhergehender Einsendung des Betrages: 1—10 Stück 25 Pf.; 11—50 Stück 65 Pf.; 51—100 Stück 1,20 Mk.; 500 Stück 5 Mk.; 1000 Stück 8,50 Mk. von dem Verlag Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen. Man lasse sich von diesen trefflichen, mit ganzer Seele geschriebenen Blättern wenigstens zehn Stück zur Probe kommen. „Ausgehend von der Thatsache der großen Massenentfremdung der aufstrebenden Arbeiterkreise gegen das Christentum, in dessen echter Gestalt doch das Heil für alle Zukunft ruht, wollen diese Flugblätter, die fortgesetzt werden sollen — versuchen, auf energisch modern-sozialpolitischer Grundlage und mit liebevollem Eingehen auf die Eigenart des klassenbewußten Arbeiters an ihrem Teil männliches, wahres Christentum im Sinne Christi, des Retters, unter die Massen zu werfen."

Was uns für die Buren zugegangen ist, haben wir bisher an die Deutsche Buren-Zentrale in München, Wilhelmstraße 2, abgeführt. Die Not ist groß, das Hilfebringen schwer. Wir möchten nun auch nach Bethel eine Summe schicken: Pastor von Bodelschwingh sammelt ebenfalls für die hungernden Frauen und Kinder der Buren; die erste Sendung ist bereits „durch sichere Hände" nach Afrika abgegangen, es waren bis dahin 12386 Mark an ihn gekommen. Ein gutes Burenbuch für Jung und Alt ist im K. Thienemanns Verlag, Stuttgart, erschienen: Siegen oder Sterben. Die Helden des Burenkriegs. Bilder und Skizzen nach eignen Erlebnissen von Frederik Rompel. Mit vielen Illustrationen. 2,50 Mk.

Die Briefe Vom Katholizismus zum Protestantismus (vgl. vorige Nummer) drucken wir vierzehntägig. Ein Aufsatz über die Christian Science beginnt mit nächster Nummer.

R

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich: 10 Mk. von Sch, Ludwigslust.

Für den Kirchbau in Turn: je 1 Mk. von N N, E R, L L, Marburg.

Für den Kirchbauverein Langenau, Bez. Hohenelbe: 31,70 Mk. gesammelt im Evangelischen Verein in Cleve.

Für deutsche evangelische Schulen in Galizien: 100 Mk. von J E, Leipzig.

Für Armenien: 10 Mk. durch C S, Stuttgart; 5 gesammelt von den Konfirmanden in Höchst.

Für das notwendige Liebeswerk: 100 Mk. von O B, Kiel; 50 von der Gemeinde Honolulu; 20 von J R, Frankfurt; 17,15 und 6 (früherer Beitrag) aus der Gemeinde Hilgen; je 10 von H St, Meißen; H, Rockensüß; T, Weißig; je 5 von B, Molsdorf; M, Binsförth; D, Gießen; B, Weißig; je 4 von H, Erfurt; L M, Lyon; je 3 von H, Leipzig; Sch, Liebenroda; Sch, Breslau; je 2 von F, Dampremy; B, Erfurt; Sch, Wernigerode; 1,10 von H M, Straßburg.

Für die evangelische Mission in China: 7 Mk. aus der oberschlesischen Diasporagemeinde Ellsnig-Zülz.

Für die Evangelisation in Belgien: 20 Mk. aus der Gemeinde Weidenau (Sieg).

Für die Witwen und Waisen der Buren: 60 Mk. von den Konfirmanden in Königshütte O.-Schl.; 5 von M, Steinsdorf.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf

Freunde der Christlichen Welt

Gotha. Mittwoch 5. Juni nachm. 3½ Uhr im „Schützen": Das Evangelium im Katholizismus und Protestantismus (nach Harnack).

Hannover. Mittwoch 15. Mai 5 Uhr, in Wachsnings Hotel Schillerstr. 25: Das Evangelium im Protestantismus.

Magdeburg. Mittwoch 22. Mai nachm. 3 Uhr im „Weißen Bären." Die Verkündigung Jesu vom Reiche Gottes und seinem Kommen (Harnack Wesen d. Christ. S. 33—40.)

Bergisches wissenschaftlich-theologisches Kränzchen

Montag den 13. Mai 5 Uhr in Lüttringhausen (Düringer Hof). Referent: Hans Stoltenhoff. Thema: Nietzsche, Zarathustra.

Seine Verlobung mit Fräulein **Else von Lüpke,** der ältesten Tochter des Herrn Pastor **Burghard von Lüpke** und seiner Frau Gemahlin geb. **Windhorn** in **Landesbergen i. Hann.** zeigt hierdurch statt jeder besonderen Mitteilung an

Hans von Lüpke
Pfarrer von Clodra
in Thüringen

z. Z. **Marburg i. H.,**
den 1. Mai 1901

Gesucht zuverlässiges **deutsches Pfarrhaus** für jungen Franzosen, auch gegen Tausch. Anerbietungen unter F an den Herausgeber d. Bl.

PIANINOS von M. 850.— an
HARMONIUMS von M. 80.— an
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten.
Gr. illustr. Katalog gratis-franco
Wilh. Rudolph, Giessen, M. 6.

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Else von Steuber
Gustav Stalmann, Pastor
Verlobte
Badbergen Groß-Ilsede

Ein **Theologe,** welcher wenigstens die erste Prüfung bestanden und mit Erfolg unterrichtet hat, wird nach Lothringen in eine gebildete Familie als **Hauslehrer** gesucht, um einen Tertianer (Gymn.) **selbständig** in allen Fächern zu unterrichten. Bedingungen günstig. Antritt möglichst bald. Meldungen erbeten (mit Zeugnissen) an Prof. **Nowack Straßburg** i. E. Thomasgasse 3.

In **Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart** sind soeben erschienen:

Klassiker der Philosophie

Bd. XIII W. Wundt
Seine Philosophie und Psychologie
Von Prof. Dr. Edmund König
Mit Wundts Bildnis. 207 S. 8°.
Brosch. M. 2.—, geb. M. 2.50

Bd. XIV J. Stuart Mill
Von Dr. S. Saenger
Mit Mills Bildnis. 212 S. 8°.
Brosch. M. 2.—, geb. M. 2.50

Früher sind erschienen:
I. Fechner von Lasswitz; II. Hobbes von Tönnies; III. Kierkegaard als Philosoph von Höffding; IV. Rousseau von Höffding; V. Spencer von Gaupp. 2. Aufl.; VI. Nietzsche von Riehl. 8. Aufl.; VII. Kant von Paulsen, 3. Aufl.; VIII. Aristoteles von Siebeck; IX. Platon von Windelband; X. Schopenhauer von Volkelt; XI. Carlyle von Hensel; XII. Lotze von Falckenberg.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen u. Leipzig

Leben Jesu

Von

D. **Oscar Holtzmann,**
Professor der Theologie in Giessen

M. 7.60. In Halbfranz geb. M. 10.—

Die Bedeutung des Todes Jesu

nach seinen eigenen Aussagen auf Grund der synoptischen Evangelien

Von

Lic. theol. Dr. **Georg Hollmann,**
Privatdozent an der Universität Halle a. S.

M. 3.50

HAND-COMMENTAR

ZUM

NEUEN TESTAMENT

BEARBEITET

VON

PROFESSOR D. **H. J. HOLTZMANN** IN STRASSBURG,
† GEH. KIRCHENRAT PROFESSOR D. **R. A. LIPSIUS** IN JENA,
PROFESSOR D. **P. W. SCHMIEDEL** IN ZÜRICH,
PROFESSOR D. **H. VON SODEN** IN BERLIN.

== Erster Band ==

Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage

Erste Abteilung

Die Synoptiker

Bearbeitet von D. **H. J. Holtzmann**

In der Subscription M. 6.—

Die erste Hälfte ist erschienen; die zweite Hälfte befindet sich unter der Presse

Erhöhung des Preises nach Erscheinen der zweiten Hälfte bleibt vorbehalten

Zweite Abteilung

Die Apostelgeschichte

Bearbeitet von D. **H. J. Holtzmann**

Unter der Presse

Die **dritte Auflage** des I. Bandes vom Neutest. Hand-Commentar erscheint in **zwei Abteilungen.** Die **erste Abteilung** enthält die **Synoptiker,** die **zweite Abteilung** die **Apostelgeschichte.**

An Stelle der synoptischen Behandlung der drei ersten Evangelien ist in der neuen Auflage **eine synoptische Einleitung getreten, der sich ein Commentar für jedes einzelne Evangelium** anschliesst.

An Stelle des Petitdruckes für die Excurse ist in der neuen Auflage grösserer Druck getreten, sodass auch schwache Augen diese Partieen jetzt bequem lesen können.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg